



Warum jeder Mensch glaubt
& Polizeiseelsorge in Aktion

INFO 28

Februar
2025



Sächsischer Pfarrverein e.V.

NACHHALTIG FAIR BERATEN

Gemeinsam handeln.

Gutes bewirken.

Geld ethisch-nachhaltig zu investieren und soziale Projekte zu finanzieren ist das Kerngeschäft der Bank für Kirche und Diakonie. Seit über 90 Jahren. Privatpersonen, die unsere christlichen Werte teilen, sind herzlich willkommen.



Votivkirche Wien

INHALT

- 3 Inhalt
- 4 Geleitwort
- 6-13 Bericht des Vorsitzenden des Sächsischen Pfarrvereins
- 14-15 Aus der Arbeit der Solidarkasse
- 16-17 Gespräch der Pfarrvertretung mit Landesbischof Tobias Bilz
- 18-23 **Thema 1** „Polizeiseelsorge aktuell“ – Gespräch mit Matthias Große
- 24-31 **Thema 2** „Alles beginnt mit einem Funken – warum jeder Mensch glaubt“
Gespräch von Dorothea Siegle mit Michael Utsch
- 32-35 Aktuelles aus der Forschungsstelle „Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche sein in Diktatur und Minderheit.“
- 36-37 Informationen vom Versicherer im Raum der Kirchen (VRK)
- 38-43 Reinhard Junghans: „Die Stellung des Friedensgrußes beim Abendmahl“
- 44-53 Fulbert Steffensky: „Die Form als Stütze meines gebrochenen Glaubens“
- 54-57 **Serie:** Pfarrer:innen im Ruhestand
Lesenswert:
- 58 Martin Breul und Julian Tappen „Von Teekannen, Gott und Gänseblümchen“
- 59 Fabian F. Grassi, Harald Seubert, Daniel von Wachter (Hrsg.)
„Ist Theologie eine Wissenschaft“
- 60 Ralph Kunz „Fasten – Glauben geht durch den Magen“
- 61 Monika Renz „Grenzerfahrung Gott – Dem Geheimnis nahe in Leid und Krankheit“
- 62 Konrad Kreuz – Frühlingmorgen
- 64-65 Rückblick Jahrestagung 2024/Termin Jahrestagung 2025
- 66-70 Leistungskatalog / Formular Mitgliedschaft / Hinweise

Der Tod lächelt uns alle an, das einzige was man machen kann ist zurücklächeln.

Marc Aurel

Geleit Wort

Liebe Schwestern und Brüder im Amt, in der Ausbildung und im Ruhestand, die Jahreslosung „Prüft alles und behaltet das Gute!“ aus dem Brief an die Thesalonicher 5,21 ermutigt kritisch zu denken und sorgfältig zu prüfen, was uns auf dem Weg durch das neue Jahr begegnet. Die Bundestagswahlen sind wahrscheinlich entschieden, wenn Sie das Heft in der Hand halten, und es laufen Verhandlungen für eine neue Bundesregierung. In jedem Fall werden wir in unseren Kirchengemeinden mit unterschiedlichen Generationen Gelegenheit zum kritischen Dialog über aktuelle politische und gesellschaftliche Themen haben. Unsere Aufgabe dabei ist, verantwortlich und wertorientiert auf Grundlage des christlichen Glaubens in die Gesellschaft hineinzuwirken. Jede und jeder an seinem Platz.

Kritisches Denken, im Sinne der Jahreslosung, kann in vielen Bereichen der Gemeindearbeit nützlich sein. Ich denke dabei z.B. auch an die Auswahl biblischer Übersetzungen in Gesprächskreisen oder der Verkündigung, die in ihrem historischen Horizont verstanden werden wollen. Oder: Welche pastoralen Aufgaben können delegiert und beendet werden, um neue Zielsetzungen und mehr „Spielraum“ zu finden. Wie lebe ich meinem Beruf, wo so viele Traditionen gelebt und bewahrt werden wollen? Wo stehe ich selbst und bin bereit loszulassen, um ein Stück unbekanntem Weg



zu gehen? Dabei empfinde ich es sehr wichtig, Pausen einzuplanen und Fehler zuzulassen, um mich als Pfarrperson in kleinen Schritten weiterentwickeln zu können. Der offene und kollegiale Austausch in einem geschützten Raum kann dabei hilfreich sein.

Ein weiteres Thema kommt auf unseren Arbeitsalltag in großen Schritten zu: Die Nutzung der Künstlichen Intelligenz (KI) in der Gemeindearbeit. Einige Kolleg:innen nutzen schon die Möglichkeiten der KI z.B. zur Recherche und Vorbereitung von Predigten, Vorträgen, thematischen Einheiten in der Konfirmandenarbeit u.ä. Im SPV-Info Nr. 24 / 2024 gab uns Prof. Birte Platow einen Einblick dazu. Die Jahrestagung im November 2025 im Meißen wird, aufgrund der großen Nachfrage, das Thema „KI und Kirche“ aufnehmen.

Im neuen Heft finden Sie ein Gespräch zu aktuellen Entwicklungen in der Polizeiseelsorge und einen Beitrag zur Frage, welche Ressourcen der Glaube in Psychotherapie und Seelsorge einbringen kann. Daneben stellt uns Fulbert Steffensky seine Glaubens- und Lebenserfahrungen in sich verändernden Zeiten zur Verfügung.

Viel Freude bei der Lektüre!

Gabriele Schwaib

Kapelle im Butenaschoenhäus Landau



Jahreslosung 2025
Prüft alles und behaltet das Gute!

1. Thesalonicher 5,21

Vorstandsbericht 2024

Auf der Mitgliederversammlung des Sächsischen Pfarrvereins am 4. November 2024 im Hüttengrund, Hohenstein-Ernstthal.

„Gib Frieden, Herr, gib Frieden“ – mit diesem Lied¹ hatte ich vor einem Jahr den Schluss meines Vorstandsberichts abgeschlossen. Seit anderthalb Jahren tobte damals der Krieg Russlands in der Ukraine. Und vier Wochen vor unserer Mitgliederversammlung 2023 hatte der Angriff auf Israel vom Gaza-Streifen aus nicht nur den Nahen Osten erschüttert, sondern die gesamte Welt in Unruhe versetzt. Alle Hoffnungen auf Frieden oder wenigstens friedliche Lösungen in diesen Konfliktherden haben sich bisher zerschlagen. Im Gegenteil. Die Zahl der Angriffe steigt ständig. Und mit ihnen die Zahl der Toten. Wir stehen ohnmächtig daneben. Die Fragen nach Waffenlieferungen spalten unsere Gesellschaft. Der ganze Stolz in unseren Kirchen auf Pazifismus und Gewaltlosigkeit der letzten Jahrzehnte scheint hinweggefegt...

Ich will jetzt hier keine Debatte entfachen über politische oder militärische Fragen. Ich werde auch nicht auf Wahlen und Regierungsbildungen in Ostdeutschland oder den USA eingehen. Ich will nur kurz den Hintergrund aufzeichnen, vor welchem wir agieren und als Pfarrerrinnen und Pfarrer unseren Alltag meistern müssen – mit allen Fragen und Anfragen aus den Gemeinden, mit allen Polarisierungen und Überspitzungen, mit allen Unsicherheiten und Ängsten. Auch mit



Eckehard Möller

unseren eigenen. Haben wir denn Antworten auf all die Fragen und Probleme? Auch eher nicht. Wohl aber noch Gottvertrauen. Dieses interessiert aber immer weniger Menschen um uns herum. Kirche 2024. Gemeinden 2024. Pfarrerrinnen und Pfarrer 2024. Wie lässt sich die Last tragen?

Immerhin: wir leben hier in Frieden und Freiheit. Und in Wohlstand. Das sollten wir nicht vergessen. Denn das ging Generationen von Pfarrern vor uns (und hier darf es mal männlich bleiben) gänzlich anders. Dennoch zehrt es an unserem Selbstwertgefühl und Berufsverständnis, was wir derzeit erleben. Wie gehen wir damit um?

Schauen wir auf das letzte Jahr. Da wurden wir zunächst konfrontiert mit der KMU VI – der sechsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Ich will diese nicht referieren – nur ein paar Punkte ansprechen, die unser Pfarrerbild betreffen. Schockiert waren wir sicher alle von den rückläufigen Zahlen sowohl beim Gottesdienstbesuch als auch den Gemeindegliedern. Corona hat bestimmt manches noch beschleunigt, weniger unbedingt verstärkt. Ich kann mich noch an meinen eigenen Stolz erinnern, dass in meiner Gemeinde im Kirchspiel Dresden-Neustadt lange Zeit die Zahlen sogar stiegen, trotz aller Dezimierung ringsum. Aber das war nicht mein Verdienst. Eher waren es äußere Bedingungen. Und



auch das ist vorbei. Die Zahlen sinken auch dort. Und nicht meines Weggangs wegen. Aber das ist eben auch niemandes Schuld. Und diese Feststellung liegt mir sehr am Herzen: Wir bemühen uns alle nach besten Kräften – und müssen dennoch diesen Rückgang hinnehmen. Ich wünsche mir da mehr Zuspruch und Trost auch von übergeordneten kirchlichen Stellen. Stattdessen habe ich zu oft Vorwürfe gehört und wahrgenommen – wir würden zu wenig taufen, wären nicht innovativ genug und was weiß ich alles. Derlei Vorhaltungen tragen wohl kaum zur Motivation bei.

Und ja – ich habe es selbst erlebt: da kam ich mit Menschen aus meiner Gemeinde gut ins Gespräch, und auf einmal sagten sie: „Ach Ecky, ich wollte dir nur noch sagen, dass ich nächsten Monat

aus der Kirche austrete. Nimm es nicht persönlich, es hat wirklich nichts mit dir zu tun. Aber warum soll ich für etwas zahlen, was ich doch nicht nutze?“ Die Beziehung stimmte also, sonst hätten sie es mir nicht bereits im Vorfeld erzählt. Aber die alte Sicherheit, dass jemand wohl kaum aus der Kirche austrete, der seine Pfarrperson persönlich kenne, gilt nicht mehr. Es hat sich sehr viel mehr verändert in den letzten Jahren, vor allem auch in Grundeinstellungen der nächsten Generationen. Das geht eben auch an Kirche nicht spurlos vorbei. Ich fände daher gut, wenn wir das auch ehrlich sagen – und wenn auch Landeskirchen und Kirchenleitungen offen an die Gemeinden kommunizieren, dass es wie bisher nicht weitergehen kann und wird. Kaum hatten wir den ersten Schock der

neuen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung überwunden, wurde bereits die nächste Studie veröffentlicht. Schlimmer geht immer. Die ForuM-Studie über sexuellen Missbrauch. So sehr schockiert hat sie mich der Fallzahlen wegen gar nicht. Bereits in meiner eigenen Jungen-Gemeinde-Zeit hatte ich manch komische Dinge gehört, die ich damals gar nicht einordnen konnte. Zum Glück bin ich selber nie Betroffener geworden. Aber ich erinnere mich auch an Kollegen, die sich sehr freizügig an jungen Frauen in ihren Gemeinden vergriffen haben. Als das aufflog, gab es zwar eine Versetzung, aber keinerlei weitere Konsequenzen. Außer dem Schaden für die Betroffenen. Und ich habe erlebt, wie beim Bekanntwerden sexueller und religiöser Übergriffe (einiger weniger!) aus Gemeinden laute Stimmen kamen, das könne doch alles gar nicht wahr sein; dieser Mensch hätte so viel bewirkt und spirituell geprägt – jetzt solche Untaten nachzusagen sei Rufmord. – Manchmal wollen wir Dinge wohl einfach nicht wahrhaben. Aber ich habe auch deutlich das Entsetzen von Kirsten Fehrs² wahrgenommen, dass sie bei der Präsentation der ForuM-Studie von Journalisten regelrecht vorgeführt und ausgespielt worden sei. Da ist nun schon schlimm, was zu veröffentlicht ist; da gibt es nun schon riesengroße Bereitschaft, offen und ehrlich aufzuarbeiten – und dann wollen da immer noch andere Menschen persönlichen Gewinn ziehen aus dem Elend der Situation. Diese ganze Gemengelage – vom Missbrauch über das ewige Vertuschen bis hin zum sensationslüsternen Ausschlachten – hat wohl auch zum Mitgliederschwund beigetragen. Und auf

² damals amtierende, seit 12.11.2024 gewählte Ratsvorsitzende der EKD

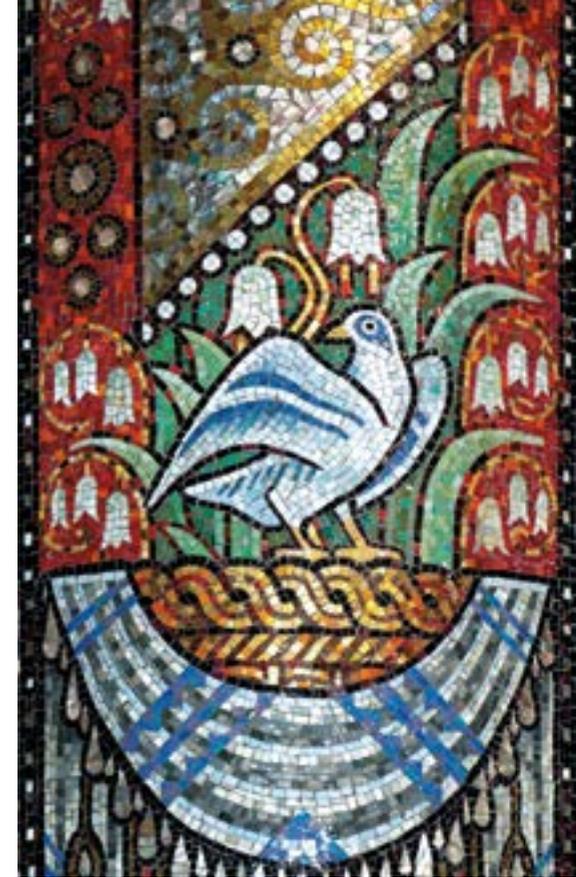
jedem Fall zu einem schwer reparablen Vertrauensverlust. Selbstverschuldet. Im letzten Jahr hatte ich berichtet von anstehenden Umbrüchen in ganz Deutschland in Bezug auf die Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern. Natürlich sind wir als sächsische Pfarrervertretung hier auch involviert. Interessanterweise wurde ich von einem Pfarrer im familiären Umfeld hierfür beschimpft. Ob wir jetzt auch eine 40-Stunden-Woche wöllten? Dann müsste man ja bei der Vakanzsituation Beerdigungstermine auf acht Wochen hinauschieben! – Genau darum geht es eben nicht. Sondern eher andersherum. Seelsorge und Kasualien wie Beerdigungen lassen sich nicht aufschieben, sondern sind Grundbestandteil unseres Dienstes. Aber wenn wir dann schon so viele derlei Dienste erledigen müssen in immer größer werdenden Räumen – dann müssen an anderen Stellen Aufgaben gekürzt werden. Eine wie auch immer geartete Arbeitszeitregelung ist weder eine Stechuhr zur Arbeitszeiterfassung noch ein Instrument, um Arbeit abzuwimmeln. Sondern sie soll aufzeigen, was getan wird, und wo es zu viel wird, wo es unverantwortbar wird, wo es in Überlastung ausartet. Und dieses Maß ist bei jedem Menschen anders. Aber wir können nicht anderen vom Sabbatgebot predigen und uns dabei selbst verschleißen – und unsere Familien gleich noch mit. Und diejenigen, die so besonders viel erledigen, erlebe ich oft als diejenigen, die dies besonders gut darstellen und erzählen können. Warum denn winken immer mehr Kinder aus Pfarrfamilien ab bei der Idee, in die Fußstapfen ihrer Eltern zu treten? Weil sie sich diesen Stress ihrer Eltern nicht

selbst antun wollen.

Daher gibt es, wie auf dem Pfarrertag in Chemnitz bereits erwähnt, also auch in Sachsen eine Arbeitsgruppe, die sich mit der Problematik von Dienstbeschreibungen beschäftigt. Und ganz anders, als man das vielleicht erwartet, rechnen wir nicht stunden- und tagelang hoch und runter, wie lange jetzt Gottesdienstvorbereitung oder Geburtstagsbesuche dauern dürfen bzw. wieviel man dafür „abrechnen“ darf, sondern wir diskutieren über Grundlagen: was sollte mit in den Blick genommen werden? Worauf gilt es zu achten? Wann kann Arbeiten im Pfarrberuf richtig Spaß machen und erfüllend sein? Das darf es nämlich!

Wir werden sicher noch einige Zeit benötigen, bis wir Ergebnisse vorlegen können. Schnellschüsse und Restriktionen bringen gar nichts. Immerhin arbeiten wir in unserer Gruppe unter dem Motto „Berufs-Zufriedenheit“.

Wenig zur Berufszufriedenheit tragen wieder die Auswirkungen der erneuten Strukturanpassungen bei. Das bringt solch eine Maßnahme sicher immer mit sich. Jedoch etwas erscheint mir anders zu sein als bei vorherigen Strukturformen: ich erlebe sehr viel mehr Spannungen und Konkurrenz zwischen den Kolleginnen und Kollegen. Entsprechend ist auch die Zahl der Anfragen nach Beratung und Begleitung in diesem Jahr um ein Mehrfaches angestiegen gegenüber den Vorjahren. Viele berufliche Konflikte werden hierbei plötzlich tief ins Persönliche gezogen. Das hatte ich bisher so nicht wahrgenommen. Und noch eine Beobachtung hat mir Sorgen bereitet: etwa 80 Prozent der Anfragen kamen von Frauen. Es erweckte den



Eindruck, als würden Kolleginnen im Konfliktfall von ihren männlichen Kollegen nicht ernst genommen, ausgespielt oder regelrecht an die Wand gedrückt. Im Jahr 2024. An vielen Stellen konnten wir meines Erachtens befriedend eingreifen. Das lag sicher daran, dass wir als Pfarrervertretung relativ zeitig involviert wurden, bevor der Konflikt eskalierte; vielleicht holen Frauen sich eher Rat und Unterstützung als ihre männlichen Kollegen, die immer alles aus eigener Kraft regeln wollen.

Ein relativ großes Thema waren hierbei wieder Fragen in Bezug auf die Dienstwohnung. Das bleibt wohl Dauerbrenner, vor allem auch angesichts immer



Evang.-Lutherische Christuskirche Rom

breiterer Veränderungen hinsichtlich der Lebensentwürfe und Familienmodelle. Sachsen hält nach wie vor dezidiert an der Dienstwohnungspflicht fest. Das Hauptargument lautet, dass man sonst gerade auf dem Land für Pfarrfamilien keine Wohnungen fände und manche Stellen dann nicht besetzbar würden. In anderen Landeskirchen sucht man nach anderen und neuen Wegen. Bayern z.B. will zukünftig Stellen mit und Stellen ohne Dienstwohnung zur Wahl stellen. Westfalen will von den Dienstwohnungen ganz abrücken. Und es gibt auch die Idee, eine Pfarrdienstwohnung als Bonus, als Zugabe zu verstehen und als Anreiz zu präsentieren. Denn gerade in den Innenstädten werden Wohnungen oft zu teuer. Soll man sich neuerdings überlegen müssen, ob man sich eine Pfarrstelle leisten kann? Da hilft ja auch

die Mietspiegel-Regelung nicht weiter, zumal sie vom Grundstücksamt zu oft falsch angewendet wurde. Selig, wer da in Widerspruch gegangen ist.

Wie unglücklich oft agiert wird, habe ich bei meinem Stellenwechsel selbst erfahren. Das Amtszimmer sollte ich fast von heute auf morgen räumen; da brachte auch ein Bittbrief im Namen des Vorstandes des Pfarrvereins keinen Aufschub. Auch alle SPV-Unterlagen mussten schnell irgendwohin umziehen. Das noch vor der Adventszeit zu beräumende Amtszimmer stand dafür dann einige Monate ungenutzt leer.

Ein weiteres schwieriges Feld ist die Frage der Vakanzen, des Nachwuchses, und insgesamt der Zugänge zum Pfarrberuf. Die gute Nachricht zuerst: in den Kursen, die wir in den Ausbildungsstätten besuchen, treffen wir auf hochmotivierte VikarInnen und Vikare. Momentan scheinen es wesentlich mehr weibliche Kandidatinnen als männliche zu sein. Die Gespräche bereiten uns Freude und lassen hoffen. Nun aber die schlechte Nachricht: es sind viel zu wenige. Nicht nur in Sachsen. In ganz Deutschland ist die Zahl der in den Vorbereitungsdienst zu Übernehmenden drastisch gesunken. Die der Theologie-Studierenden ebenfalls. Der einstmals so beliebte Studiengang mit der hochgeachteten Berufsperspektive ist zum Landenhüter geworden. Händeringend wird nach Möglichkeiten für den Quereinstieg gesucht. Das gab es prinzipiell auch früher schon; man denke nur an die Proseminare im Osten oder Bibelschulen im Westen. Im Vorstand des Pfarrvereins sind wir uns auch unschlüssig und nicht ganz einig. Quereinstiege sind grundsätzlich begrüßenswert. Aber

sie sollten auch nicht die Motivation für ein volles Theologiestudium aushebeln. Gerade bei den Sprachen würde ich ungern abspecken. Ich habe in meinem Dienst sehr zu schätzen gelernt, die Bibel im Originaltext lesen und übersetzen zu können. Bei mancher Predigtvorbereitung bin ich glücklich gestolpert: Das könnte man ja auch so übersetzen. Und manche Frage in der Gemeinde konnte ich mit Blick auf den Urtext anders beantworten.

Inzwischen gibt es ja sogar das Modell der Pfarrreferenten. Das wird für uns als Pfarrervertretung sowohl interessant als auch schwierig: Wer vertritt all jene neuen Sondergruppen im pfarramtlichen Dienst gegenüber der Landeskirche? Es gibt gravierende Unterschiede zwischen dem Dienstrecht der quasi verbeamteten Pfarrerrinnen und Pfarrer – und dem Arbeitsrecht privatrechtlich angestellter Pfarrpersonen und ggf. Pfarrreferenten. Auch das Pfarrerdienstgesetz kann nicht einfach auf privatrechtliche und Pfarrreferentinnen und -referenten angewendet werden.

Es wird also nicht so einfach, Vakanzen zu stopfen. Das bedeutet: wir werden absehbar mit noch mehr vakanten Pfarrstellen zu leben und zu kämpfen haben. Da helfen auch keine Zusammenlegungen von Gemeinden. Irgendwann ist selbst der Arbeitstag im Pfarrdienst mal zu Ende. „Aber der Arbeiter (im Weinberg)³ sind wenige“ werden wir daher auch einen Fachtag der Versicherer im Raum der Kirchen⁴ zum Thema Pfarramt und Gesundheit im kommenden Jahr nennen.

Ich habe jetzt von sehr viel Problematischem gesprochen, vielleicht auch

manches erwähnt, was zum Verzweifeln ist. Ich hatte zu Beginn Fragen gestellt: Wie gehen wir damit um? Wie lässt sich diese Last tragen? – Eine Bibelstelle ist mir dazu wie ein Leuchtturm aus dem Nebel erschienen. Jesus sagt zu Petrus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. / Ich will dir die Schlüssel des Himmelreichs geben.“⁵ Himmel und Hölle. Uns gegenseitig die Hölle auf Erden zu bereiten ist gar nicht so schwer. Aber uns gegenseitig den Himmel aufzuschließen ist unser Auftrag. Und unsere Chance. Gott gibt uns die Kraft seines Heiligen Geistes dazu. Nutzen wir sie – um uns den Himmel zu öffnen.

Kommen wir zu unserem Pfarrverein selbst: Der Vorstand ist jetzt vier Jahre im Amt. Da die Anfangszeit durch Corona geprägt war, erscheint uns diese Zeit viel kürzer. Aber vier Jahre Amtszeit bedeuten auch, dass in zwei Jahren neu gewählt werden muss. Das Prinzip der Wahl aus jedem Kirchenbezirk heraus hat sich aus meiner Sicht bewährt. Das werden wir erst einmal beibehalten. Es ist jedoch jetzt schon schwer genug, alle Kirchenbezirke zu besetzen. Durch Stellenwechsel sind einige Ephorien nicht mehr vertreten: Zwickau, Löbau-Zittau, Leisnig-Oschatz, Annaberg. Trotz intensiver Suche haben wir keine Nachrückenden gefunden. Alle sind mit ihrer Arbeit voll ausgelastet, sodass sich kaum noch jemand auf ein zusätzliches Amt einlassen kann. Die Vakanzvertretungen in den Gemeinden verschärfen die Situation auch bei uns in Vorstand und Pfarrervertretung. – Für 2026 aber brauchen wir Kandidatinnen und Kandidaten

³Mt 9 37, ⁴vrk in Kassel, ehemals „Bruderhilfe“, ⁵Mt 16 18+19

möglichst wieder aus jedem Kirchenbezirk! Daher erwähne ich dies schon jetzt, damit auf die Suche gegangen wird.

Bitte merkt euch für unsere nächste Jahrestagung Montag, den 3., bis Mittwoch, den 5. November 2025, vor. Unser Schatzmeister hat in Meißen im Klosterhof St. Afra reservieren können. Allerdings wird uns Umbauarbeiten wegen die Tagungsstätte nur für 45 Personen zur Verfügung stehen. Zeitnahes Anmelden sichert also gute Plätze. Gern gehen wir inhaltlich und thematisch bei dieser Tagung auch wieder auf eure Vorschläge und Wünsche ein.

Ich kann mich nur wiederholen und berichten, wie sehr ich mich immer wieder über die Zusammenarbeit im Vorstand unseres Pfarrvereins freue. Wie viel Arbeit im Verborgenen geschieht und einfach erledigt wird, hat sich uns schmerzlich gezeigt, als plötzlich jemand vollständig ausfiel. Unser Vorstandsmitglied Steffi Stark ist vor einem Jahr schwer erkrankt und hat Anfang dieses Jahres ihre furchtbare Diagnose bekommen. Eigentliche war sie gerade dabei, von ihrer Pfarrstelle in Annaberg auf die Klinikseelsorge im Krankenhaus Freiberg zu wechseln. Ihre neue Stelle hat sie nicht mehr angetreten. Das Krankenhaus hat sie als todkranke Patientin besucht. Vor knapp zwei Monaten haben wir sie zu Grabe getragen.

Steffi hatte bei uns die gesamte Mitgliederverwaltung geregelt. Adressen auf dem aktuellen Stand halten. Einladungen an alle Mitglieder zur Jahrestagung schicken. SPV-Info und Pfarramtskalender zusenden. Das Deutsche Pfarrerinnen- und Pfarrerblatt an die jeweils aktuelle Adresse aller Mitglieder versenden

lassen. Die Listen für die Ordinationsjubiläen erstellen, damit Jan Teichert sie bearbeiten kann. All das geschah einfach. Im Hintergrund. Im Verborgenen. Und wenn ich mich für irgendetwas bei ihr bedankte, winkte sie lächelnd ab und sagte, sie mache das doch gerne.

Auf einmal mussten wir das alles irgendwie übernehmen und selber bearbeiten. Für eine geregelte Übergabe fand Steffi bereits die Kraft nicht mehr. Das erklärt vielleicht, warum manches in diesem Jahr etwas spät oder erst verzögert an die korrekten Adressen geliefert worden ist.

Ich bin Friederike Hecker sehr dankbar, dass sie sich dieser Aufgabe angenommen hat – wahrscheinlich auch noch nicht ahnend, was da so alles dran hängt. Christian Schubert hatte noch schnell den „Spediteur“ für alle Unterlagen gegeben und unterwegs selber noch ein paar Datensätze geändert und ergänzt – ich sehe uns noch zu dritt zwecks Übergabe in Friederikes Heckers Amtszimmer sitzen und gemeinsam staunen, was es denn da so alles zu tun und zu verwalten gibt. Also einfach Danke, wie Du, Friederike, Dich da in alles hineinfitzt!

Daher an dieser Stelle der Dank an den gesamten Vorstand, an alle Mitglieder, jede und jeden Einzelnen. Neben der Arbeit im Verband evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland mit Büro jetzt in Dresden ist es für mich sehr schön, direkten Kontakt zur Basis der Pfarrerschaft in unserem sächsischen Pfarrverein halten zu können. Ich erlebe hier nach wie vor viel Zusammenarbeit, Zusammenhalt und Verantwortungsbewusstsein. Die Phase meines Stellenwechsels war nicht einfach und auch

für den Vereinsvorstand mit manchen Veränderungen verbunden. Denn auch hier benötigten wir neue Räume, Platz fürs Archiv und manch anderes. Und der plötzliche Ausfall von Steffi Stark musste eben kompensiert werden. Aber womit ich auch immer in unsere Sitzungen komme – irgendjemand sagt garantiert: „Ecki, ich habe da eine Idee“. Es ist für mich sehr schön, so zusammenarbeiten zu dürfen. Daher Euch allen wiederholt ein großes DANKE! Gebe uns Gott die Möglichkeit, noch viel miteinander bewegen zu können.

Damit kommen wir zum Schluss noch einmal auf unseren Verein selbst. Derzeit haben wir 543 Mitglieder. Erfreulich ist weiterhin der gute Zuspruch bei Vikarinnen und Vikaren. Wir besuchen die Kurse bereits zu Beginn der Ausbildung. Das schafft uns gute Kontakte. Mal sehen, wie sich das mit der Umstellung auf die gemeinsame Ausbildung mit Bayern einspielt.

Zurück zu den Mitgliederzahlen des Vereins: Im Berichtszeitraum gab es drei Austritte, aber auch neun Eintritte. Sieben Kolleginnen oder Kollegen sind aus ihrem Leben abgerufen worden, derer wir hier wie üblich noch einmal gedenken:

- › **Gottfried Seimer**, zuletzt Pfarrer in Oppach
- › **Manfred Wugk**, zuletzt als Pfarrer und Leiter des Katharinenhofs Großhennersdorf
- › **Friedbert Stöcker**, zuletzt im Diakonischen Amt Radebeul als persönlicher Referent des dortigen Direktors
- › **Konrad Mann**, zuletzt Pfarrer in Dürrhennersdorf



- › **Steffi Stark**, zuletzt Pfarrerin Annaberg-Buchholz und gerade im Stellenwechsel zur Krankenhausseelsorge nach Freiberg begriffen
- › **Johannes Berthold**, zuletzt als Pfarrer Leiter im Landesverband Landeskirchlicher Gemeinschaften
- › **Johannes Schönfelder**, zuletzt Pfarrer in Mauersberg

„Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und was daran köstlich scheint, ist doch nur vergebliche Mühe“ (Ps 90¹⁰). Wir sind ihnen dankbar für ihren Dienst befehlen ihren Geist in Gottes Hände gemäß Psalm 31: Du hast sie erlöst, HERR, du treuer Gott.

Was der morgige Tag⁶ bringen wird, wissen wir heute noch nicht. Der Ausgang der Präsidentschaftswahlen in den USA scheint völlig offen. Daher lasst uns am Schluss wieder miteinander singen „Gib Frieden, Herr gib Frieden“⁷.

Eckehard Möller

⁶Der Bericht wurde einen Tag vor den Präsidentschaftswahlen in den USA gehalten, ⁷EG 430

Bericht zur Arbeit der Solidarkasse

2024



Gäste der Ökum. Urlaubsgemeinschaft auf dem Wittener Marktplatz

Nach einer „normalen“ Arbeitssaison mit Organisation von Familienurlaub und Ökumenischer Urlaubsgemeinschaft, mit Anträgen auf Unterstützung aus dem Nothilfefonds und den „normalen“ Vereinsaufgaben schreibe ich diesen Bericht. Wieder durfte ich in bewegender Weise die Dankbarkeit für die Unterstützung durch die Solidarkasse unmittelbar erleben. Wieder ergaben sich Begegnungen, die den eigenen Horizont erweiterten. Davon will ich gern berichten. Zuerst will ich erneut weitergeben, was mir – gefühlt hundert Mal – im Lauf des Sommers aufgetragen wurde: Danke für alle Unterstützung der Solidarkasse durch Spenden! Danke für die Möglichkeit, so Verbundenheit und Solidarität mit den Pfarrerinnen/Pfarrern und Mitarbeitenden der sächsischen Landeskirche direkt und unmittelbar erleben zu können! Die Einladungen der Solidarkasse haben wieder große Freude und tiefe Dankbarkeit ausgelöst. Zwei Stimmen aus dem Feedback zur Urlaubsgemeinschaft möchte zitieren. Eine Pfarrerin aus Tschechien: „Ein Teil dieser Ökumenischen Gemeinschaft zu sein, fühlte sich

an wie ein Geschenk aus dem Himmel. Gott segne die Pfarrerinnen und Pfarrer, die es möglich machen, hier zu sein“ Und ein Statement von einem Ehepaar aus Rumänien: „Vielen Dank für diese gesegnete Gelegenheit, in Gesellschaft wunderbarer Menschen und Landschaften an den historischen Stätten der Reformation neue Kraft zu tanken. Wir hatten in diesen Tagen unseren Hochzeitstag. Es war so wunderbar für uns.“ (Dieses Statement bekommt ein besonderes Gewicht durch die Tatsache, dass die 42-jährige Frau wegen einer Krebserkrankung ihren Lehrerberuf vor kurzem aufgeben musste. Jetzt ist sie ehrenamtlich in der Gemeinde als Kirchenmusikerin tätig.) Einige Angaben zu den Teilnehmenden sollen verdeutlichen, wie weit der Kreis der Gäste ist: Zur Urlaubsgemeinschaft kamen insgesamt 22 Teilnehmende: 10 Pfarrerinnen bzw. Pfarrer (darunter zwei Theologenehepaare, eine Dozentin an der Theologischen Fakultät in Klausenburg, die langjährige Chefredakteurin einer Kirchenzeitung, eine kürzlich verwitwete Pfarrerin mit ihren drei jugendlichen Kindern, ein älterer, von „Long-covid“ gezeichneter Pfarrer). Außerdem nahmen teil ein Kirchenkurator i.R. (vergleichbar einem Synodalpräsidenten), ein leitender Jurist (vergleichbar einem LKA-Präsidenten) und ein nebenamtlicher OKR für Ökumenische Beziehungen. Ehepartner*innen waren Lehrerinnen oder Ingenieure und sind



Sup. i.R. Martin Henker

ehrenamtlich in den Gemeinden oder der Diakonie tätig. Die Einladungen zum Familienurlaub wurden von insgesamt 15 Familien (30 Erwachsene, 33 Kinder) wahrgenommen (darunter die Familie der leitenden Juristin einer Kirche, sonst alles Pfarrfamilien). Die Möglichkeit zum Urlaub an der Ostsee ist besonders für die Pfarrerinnen/Pfarrer aus Tschechien und der Slowakei etwas sehr Besonderes. Diese Einladungen lösen bei Erwachsenen wie Kindern immer wieder große Freude aus.

Zur Urlaubsgemeinschaft hat sich eine gute Balance zwischen individuellem Urlaub und gemeinsamen geistlichen/kulturellen/touristischen Punkten gefunden. Zum Familienurlaub in Rathen wird es nach dem Feedback im kommenden Jahr kleine Veränderungen geben, um die Kommunikation zwischen den Gästen zu befördern. Höhepunkte waren die gemeinsam gestalteten Gottesdienste in der Garnisonskirche auf der Festung Königstein.

Zu den angesprochenen Begegnungen mit Horizontenerweiterung möchte ich drei Punkte benennen. Zuerst: Die Arbeitsmethoden in Diasporakirchen zeigen möglicherweise an, in welche Richtung unsere Wege führen könnten. Ich lernte viel über ein Institut zur Begleitung und Fortbildung der Mitarbeitenden in der Kirche, das sein Programm zum größten Teil online vorbereitet und durchführt. Dann die bedrückende Begegnung mit einem Pfarrer, der in seiner Kirche nur tätig sein durfte, wenn er sein Schwulsein verleugnete. Weil selbst von Mitgliedern der Regierungspartei zum Mord an Homosexuellen aufgerufen wurde, wanderte er aus. Jetzt kann er in seiner neuen Heimat mit seinem Partner zwar leben und arbeiten aber, weil sie Staatsbürger

eines anderen Landes sind, nicht die staatlichen Gesetze in Anspruch nehmen (eingetragene Partnerschaft). Und schließlich, was mir irgendwie bekannt vorkam: Ein Pfarrehepaar aus Ungarn reagierte lange auf meine E-Mail nicht. Irgendwann im Mai wandte ich mich an die Kirchenleitung mit der Bitte nachzufragen. Es stellte sich heraus: Die dienstliche E-Mail-Adresse gab es zwar auf dem Papier, aber benutzt wurde sie nicht – außer von der Kirchenleitung. So musste dieser Platz zur Urlaubsgemeinschaft frei bleiben, schade...

Das „Vereinsleben“ der Solidarkasse gestaltet sich wohlthuend knapp: zwei, max. drei Sitzungen des Vorstands, zwei Mitgliederversammlungen pro Jahr. Alle Verwaltungskosten trägt nach wie vor der Pfarrverein, auch dafür ein herzlicher Dank! Erwähnenswert aus dem letzten Jahr ist eine Sammel- und Transportaktion von theologischer Literatur aus Ruheständler-Bibliotheken für die Fakultät in Klausenburg. Ein besonderer Dank an alle, die sich engagierten, um dem Transport zu organisieren!

Dresden, am 14.10.2024
Sup. i.R. Martin Henker



Gespräch der Pfarrvertretung

mit Landesbischof Tobias Bilz



Und es geht um die Liebe (Joh 15, 10+11). Liebe ist ein großes Thema in der Ethik, betonte der Bischof, und bedauerte, dass eine Verfassungsänderung zur Benennung der gleichberechtigten Teilhabe von Frauen und Männern auf der vergangenen Synode nicht möglich gewesen war. Eine Orientierung an der Beziehung sei wegweisend für eine evangelische Ethik.

Erstes Diskussionsthema war die Frage nach der Verwendung unterschiedlicher Bibelübersetzungen im Gottesdienst und der Gemeindegemeinschaft. Erfahrungen dazu wurden in der Runde ausgetauscht. Breiten Konsens findet die Verwendung der Basisbibel, die in ihrem übersichtlichen Aufbau und der zeitgemäßen Sprache gerne verwendet wird. Die Bibel in gerechter Sprache eignet sich besonders für Gruppenarbeiten, in denen vergleichende Texte besprochen werden können. Die Lutherbibel, Gute Nachricht und Einheitsübersetzung sind landeskirchlich genehmigter Standard im Gottesdienst. Der jeweiligen Prägung und den Zielgruppen des Gottesdienstes gemäß werden dabei aber in den Gemeinden auch andere Bibelübersetzungen genutzt. Bedauert wurde das schwindende Wissen über biblische Geschichten und das geringe Interesse am Hintergrund christlicher Traditionen.

Ein Gesprächsgang zum sonntäglichen Gottesdienst schloss sich an. Der Gottesdienst wird in der Öffentlichkeit eher als kulturelles Geschehen und weniger als ein Glaubensgeschehen wahrgenommen. Unterschiedliche Gottesdienst-

Modelle werden vielerorts sinnvoll erlebt. Ein Gottesdienst sollte einladen – und nicht ausgrenzen. Den traditionellen agendarischen Gottesdienst nehmen die meisten als „tragend“ wahr. Er lebt von der Wiederholung und Ritualisierung am Sonntag. Das vollzogene Ritual bildet dabei einen eigenständigen Wert. Der liturgische Gottesdienst gilt vielen als „Schwarzbrot“. Er ist einfach zu organisieren und im gemeindlichen Alltag praktikabel. Alternative Gottesdienstformen haben meist einen großen zeitlichen und personellen Aufwand in der Vorbereitung. Sie können aber im Gemeindeleben besondere Höhepunkte darstellen, die andere Zielgruppen ins Glaubensgeschehen mit hineinnehmen. Die Frage nach der Verwendung von Agenden berührte die Frage nach der Gestaltung des Gottesdienstes. Derzeit gib es seitens der EKD und VELKD Beratungen dazu. Ein Umbruch bei der Nutzung von Agenden wird beobachtet. Auch online-Agenden sind vorstellbar und im Gespräch.

Einen wichtigen Austausch gab es zur Sakramentsverwaltung. Die Feier des Heiligen Abendmahles hat sich in der Corona-Zeit und bis heute in einigen Gemeinden verändert. Gemeindekreise haben teilweise eigenständig Abendmahl gefeiert, ohne dass dies durch ordinierte oder beauftragte Personen eingesetzt wurde. Die Pfarrerinnen und Pfarrer wünschen sich neue Möglichkeiten, um den Kreis derer zu erweitern, die Abendmahl ausspenden dürfen. Traditionelle Regelungen dürfen bei den Wunsch nach der Feier des Heiligen Abendmahls nicht verhindern. Das neue



Pfarrreferentengesetz wird Bewegung in diese Fragen bringen.

Fragen nach der Bedeutung der Ordination im Unterschied zur Berufung wurden diskutiert. Wahrscheinlich wird eine Neuausrichtung des Pfarrberufes in Richtung Leitungsamt folgen.

Ein kurzer Erfahrungsaustausch zum Thema KI und Gemeindepraxis schloss das Bischofsgespräch ab. (GS)



Gespräch

mit Pfarrer Matthias Große, Polizei-seelsorger in Dresden und Koordinator der Notfallseesorge in Sachsen.

An jeder Polizeidirektion (Chemnitz, Dresden, Görlitz, Leipzig, Zwickau) gibt es für evangelische und katholische Seelsorge Stellen in unterschiedlichem Umfang. Grundlage dafür ist eine Vereinbarung zwischen dem Freistaat und den jeweiligen Kirchen, in dem auch die Refinanzierung festgelegt ist.

Außerdem stimmen sich die Polizei-seesorgenden regelmäßig im ökumenischen Konvent ab und tauschen sich aus.

Seit 2021 sind Sie als Pfarrer in der Polizeiseelsorge im Bereich der Polizeidirektion Dresden unterwegs. Welche Veränderungen vom Aufgabenbereich eines Gemeindepfarrers hin zum Dienst in der Seelsorge an Polizistinnen und Polizisten haben Sie am stärksten erlebt?

Das Gebiet der Polizeidirektion Dresden umfasst den Bereich von den Grenzen des Freistaates zu Brandenburg bei Großhain und Riesa bis Tschechien bei Dippoldiswalde und Sebnitz. Das macht schon die erste Veränderung deutlich. Ich bin viel mehr unterwegs.

Daneben bin ich häufiger mit Menschen im Kontakt, für die Glaube oder kirchliche Traditionen keine eigenen Erfahrungen sind. Das ist eine ziemliche Umstellung. Schon sprachlich muss ich immer



Foto: Polizei Sachsen

wieder gut überlegen, so zu formulieren, dass mein Gegenüber eine Chance hat, es zu verstehen. Dabei werde ich mit Fragen konfrontiert, von denen ich teilweise überrascht bin, dass sie überhaupt gestellt werden. Ich merke immer wieder, dass für mich Selbstverständliches für viele Menschen eben nicht selbstverständlich ist. Das passiert aber auch andersherum. Auch ich stelle manchmal Fragen, oder im seelsorglichen Sprachgebrauch „stelle Beobachtungen zur Verfügung“, die im System Polizei kaum gestellt werden. Das ist spannend und sorgt mitunter für produktive Überraschungen.

Dabei wird uns als Polizeiseelsorgenden und auch unserer Kirche gerade im Bereich des Umganges mit Menschen oder bei gesellschaftspolitischen Fragen eine große integrierende Kraft zugetraut, die wir uns oftmals selbst nicht mehr zutrauen.

Außerdem ist es anders, nicht mit festen Gruppen und Kreisen zu arbeiten. Persönliche Begegnungen und anlassbezogene Gruppen spielen eine viel größere Rolle.

Privat hat der Stellenwechsel auch eine große Veränderung mit sich gebracht, denn wir wohnen nicht mehr im Pfarrhaus. Ich bin in meinem Wohnumfeld nicht mehr der „Herr Pfarrer“, sondern ein ganz normaler Nachbar, wie alle anderen auch.



Mit welchen Themen und Fragen von Polizistinnen und Polizisten werden Sie konfrontiert? Spielen diese Themen im berufsethischen Unterricht eine Rolle?

Die großen gesellschaftspolitischen Themen, mit deren Auswirkungen Polizei regelmäßig auf der Straße zu tun hat, sind wichtiger Bestandteil meiner Arbeit. Auch in der Berufsethik spielt das eine wichtige Rolle. Ausgehend vom christlich-humanistischen Menschenbild, auf dem auch das Grundgesetz ruht, entstehen immer wieder Fragen, die für den ganz praktischen Polizeidienst relevant sind. Themen wie Recht und Gerechtigkeit, Gewalt als Mittel zur Durchsetzung der staatlichen Ordnung, Gebrauch der Schusswaffe usw. sind gerade auch durch die Krisen der letzten Jahre mehr in den Fokus gerückt. Auch das Thema Asyl und Umgang mit illegal eingereisten Menschen begegnet mir immer wieder. Besonders gefragt sind wir bei allem, was mit Trauer, Tod und Sterben zu tun hat. Hier wird uns als Christen zugetraut, dass wir deuten und stärken können wie wenig andere.

Dazu kommen alle denkbaren Konflikte und Probleme, die das Leben mit sich bringen mag, seien es berufliche oder private Krisen oder zwischenmenschliche Konflikte.

Wie ergänzen sich berufsethischer Unterricht und persönliche Seelsorge am Einzelnen oder mit Gruppen im Polizeidienst?

Die Welt eines Anwärters bzw. einer Anwärterin ist eine andere als die eines „gestandenen“ Polizisten oder einer „gestandenen“ Polizistin. Wollen viele

junge Menschen, auch manchmal etwas naiv, „anderen helfen“, „Recht und Gerechtigkeit“ durchsetzen oder „die Welt ein Stück besser“ machen, haben ältere Kolleginnen und Kollegen oftmals einen nüchterneren Blick auf die Möglichkeiten und die Grenzen ihres Dienstes. Spannend finde ich, Personen mit diesen ganz unterschiedlichen Erfahrungshorizonten zu begleiten und ins Gespräch zu bringen.

Selbstzweifel oder Vergeblichkeitserfahrungen können im Miteinander bearbeitet werden, auch dadurch, dass im vertraulichen Zweiergespräch sich eine Perspektive verändern kann.

Das Wichtigste für mich ist jedoch die Beziehungsebene, die durch die Beteiligung am berufsethischen Unterricht an den Polizeifachschulen schon frühzeitig entsteht – sozusagen „von der Vereidigung bis zur Versetzung in den Ruhestand“.

Wie sieht Ihr beruflicher Alltag aus? Gibt es auch überraschende Begegnungen, in denen Glaubenthemen wichtig sind? Spielt Religion in Ihrer Arbeit eine Rolle?

Zunächst: Polizei ist ein hierarchisches und strukturiertes System. Verlässlichkeit, Erreichbarkeit, Pünktlichkeit, Präsenz usw. sind Selbstverständlichkeiten. An 3 – 4 Tagen in der Woche bin ich in Dresden bzw. im Bereich der Polizeidirektion unterwegs. Dann beginnt mein „Arbeitstag“ mit einer täglichen Morgenbesprechung, in denen die Ereignisse der letzten 24h thematisiert werden. Ggf. ergeben sich unmittelbar daraus Gespräche im Rahmen der Einsatznachbesprechung. Ergänzend gibt es wöchentlich eine



Geschwindigkeitskontrolle, Foto: Polizei Sachsen

Besprechung, bei der es um grundsätzlichere Themen geht. Den Begriff „Jour fixe“ kannte ich bis dahin noch nicht. Dazwischen ist dann Zeit für Gespräche, Einsatznachsorgen, Vor- und Nachbereitungen usw. Außerdem versuche ich, regelmäßig Polizeidienst in den unterschiedlichen Bereichen zu erleben und mich in die tägliche Polizeiarbeit vom Streifendienst bis Kriminaldienst hinein-zubegeben. Dazu gehe ich in die Reviere bzw. Organisationseinheiten, fahre mit Streife oder begleite Kolleginnen und Kollegen im Dienst. Auch bei größeren Versammlungslagen bin ich oft mit vor Ort. Einerseits schafft mir das Verständnis für die Welt der Polizei. Andererseits entstehen Berührungspunkte, die die Schwelle für seelsorgliche Gespräche senken.

Darüber hinaus bieten wir verschiedene Reflexionsformate wie Besinnungstage oder kleinere geistliche Formate und Andachten an. Ich beteilige mich regelmäßig an „Wort und Orgelklang“ in der Frauenkirche und lade dazu gezielt ein. Das Intranet der Polizei ist dabei ein wichtiges Kommunikationsmedium. Besondere Wertschätzung erfährt ein ökumenischer Gottesdienst mit Gedenken an verstorbene Polizeibedienstete. Außerdem bin ich in den Unterrichtszeiten einmal wöchentlich an der Polizeifachschule in Schneeberg zum

Berufsethischen Unterricht. Als Sprecher der Polizeiseelsorgenden bin ich in verschiedene Gremien eingebunden, plane und organisiere unsere Konvente usw..

Und schließlich bin ich Teil der Pfarrerschaft des Kirchenbezirks Dresden-Mitte mit Konventen, Ephoralkonferenzen usw..

Ja, und dann ist da auch noch mein Dienst als „Beauftragter für Notfallseelsorger“. Auch hier erstreckt sich mein Dienst von der Mitarbeit in einem Notfallseelsorge- und Kriseninterventions-team an meinem Wohnort über die Begleitung von Teams bis hin zur Mitarbeit in verschiedenen Gremien.

Glauben und Religion schwingen dabei an vielen Stellen mit, manchmal ganz ausdrücklich, ins Wort gebracht, gerade in seelsorglichen Gesprächen. Ansonsten v.a. als Haltung, die auch vom jeweiligen Gegenüber erwartet wird. Für mich bezeichnend ist dabei ein Satz, der mir gerade am Anfang meines Dienstes häufiger begegnet ist: „Ich weiß zwar nicht so richtig, was Du machst. Aber ich habe das Gefühl: Es ist gut, dass Du da bist!“

Hin und wieder werde ich auch für Gottesdienste und Kasualien angefragt. Und zuletzt: Immer wieder werde ich auch zu Gemeindeabenden oder in Gruppen und Kreise von Junger Gemeinde bis Seniorenkreis eingeladen, um Notfallseelsorge oder Polizeiseelsorge vorzustellen.

Welches Ereignis in der Begleitung von Polizistinnen und Polizisten hat Sie stark gefordert?

Das kann ich gar nicht sagen. Die Corona-Pandemie war sicher für alle

Polizeibediensteten besonders belastend. Zu den Diskussionen über Sinn und Unsinn von Regelungen, die es auch in der Öffentlichkeit gab, kam eine starke Einsatzbelastung mit häufig wechselnden Vorschriften, die es galt umzusetzen. Als Polizeiseelsorge haben wir Angebote zur Aufarbeitung gemacht, die auch angenommen wurden.

Auch einige Todesfälle innerhalb der Polizei waren herausfordernd, gerade wenn es darum ging, bei den Trauerfeiern Wünsche und Erwartungen der Angehörigen und der Kolleginnen und Kollegen zu verbinden.

Haben Sie schon einmal starken Gegenwind als Pfarrer und Religionsvertreter in der Polizeibehörde erlebt?

Nein. Wie schon gesagt: Es stehen uns viele Türen in allen Ebenen offen.

Wo gibt es Schnittmengen zur Gemeindegemeinschaft?

Naja, überall wo sich Gemeinden in der Öffentlichkeit engagieren, kann es zu Kontakten mit der Polizei kommen. Veranstaltungen und Versammlungen sind das eine. Aber es gibt auch thematisch Schnittmengen. Polizeilich werden unsere Grundlagen und unsere flächendeckende und geordnete Struktur sehr geschätzt. Dies wird als wichtiger Faktor für das gesellschaftliche Zusammenleben wahrgenommen. Gesprächsformate dazu werden gern unterstützt. Die Polizei hat ein großes Interesse daran, ihre Arbeit und ihre Aufgaben in unserer Demokratie transparent zu machen. Auch in der Begleitung von ausreisepflichtigen Asylbewerbern, die von Kirchengemeinden unterstützt werden, gab es Gespräche.

Werden Sie zu Taufen, Trauungen oder Beerdigungen angefragt?

Taufanfragen hatte ich noch nicht. Vermutlich wäre das auch gar nicht so einfach, da die Taufe ja in die Gemeinde Gottes hineinführt, die sich in einer konkreten Ortsgemeinde zeigt. Für Trauungen, Gottesdienste zur Eheschließung und für Beerdigungen bzw. Beisetzungen werde ich jedoch immer wieder einmal angefragt.

Während Ihrer Zeit als Gemeindepfarrer waren Sie zusätzlich in der Gemeindeberatung und als Vorsitzender der Pfarrvertretung und des Pfarrvereins aktiv. Welche Erfahrungen aus dieser Zeit sind hilfreich im jetzigen Dienst?

Gremienarbeit ist mir nicht fremd. Das hilft schon. Gerade der systemische Ansatz der Gemeindeberatung hilft mir, Polizei zu verstehen. Auch das Handwerkszeug, das ich in der Ausbildung zum Gemeindeberater gelernt habe, kann ich gut einbringen.

Meine Erfahrungen aus der Pfarrervertretung und dem Vorstand des Pfarrvereins haben mich schnell in hierarchischen Strukturen zurechtfinden lassen. Dienstrecht, Konflikte im Personal, Beamtenrecht ist mir nicht fremd. Manches lässt sich auch in der Polizei, genauso wie bei Kirche, besser durch ehrliche und vertrauensvolle Gespräche lösen, sodass Paragraphen gar nicht erst angewandt bzw. umgesetzt werden müssen.

Zu Ihrem Dienst gehört die Beauftragung als Landeskirchlicher Beauftragter für Notfallseelsorge. Was macht diese Arbeit aus? Vor welchen





Herausforderungen steht die Notfallseelsorge in Sachsen? Warum ist es wichtig, dass Christinnen und Christen in den Notfallseelsorgeteams mitwirken?

Als Beauftragter für Notfallseelsorge versuche ich, gerade die Teams in kirchlicher Trägerschaft zu begleiten und deren Interessen in verschiedenen Gremien zu vertreten. Inzwischen findet die Arbeit der Teams auch in der Öffentlichkeit größere Aufmerksamkeit und wird wahrgenommen. Dies hat dazu geführt, dass in Sachsen eine gesetzliche Grundlage geschaffen wurde. Notfallseelsorge, oder genauer gesagt „Psychosoziale Akuthilfe“, ist inzwischen Pflichtaufgabe der Landkreise und kreisfreien Städte, genauso wie bspw. Feuerwehr. Dies verändert den ehrenamtlichen Dienst, was nicht spannungsfrei ist. Aktuell wird an der konkreten Ausgestaltung der gesetzlichen Regelungen gearbeitet.

Aus meiner Überzeugung heraus ist es gut und wichtig, wenn wir als Christinnen und Christen und als Kirche uns in diesem besonderen Bereich mit haupt- und ehrenamtlich tätigen Personen engagieren. Wir unterstützen aus unserem christlichen Glauben heraus Menschen in einer akuten Leid- bzw. Notsituation, die häufig kaum noch Berührungspunkte mit Glauben und Kirche haben.

Als Notfallseelsorger erfahre ich immer wieder, dass dieser Dienst tatsächlich ein „Tor zur Welt“ ist, der mich in meinem Gemeindefarramt bereichert hat. Notfallseelsorge ist ein Dienst, der gerade im Zusammenspiel mit vielen Ehrenamtlichen aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen mitten in der Welt stattfindet. Dabei wird uns von vielen

nach wie vor zugetraut, dass Christinnen und Christen gerade in Zeiten von Leid und Trauer in besonderer Weise Halt und Begleitung geben können.

Sehen Sie eine notwendige Entwicklung oder Veränderung der Polizei-seelsorge in der Polizeibehörde? Wo wünschen Sie sich ggf. Unterstützung dafür?

Aktuell werden wir stark bei gesellschaftspolitischen Themen einbezogen. Außerdem gibt es verstärkt Nachfragen zur Einbindung unserer Arbeit in das Behördliche Gesundheitsmanagement, z.B. durch Entlastungs- und Besinnungstage. Dabei stoßen wir aber an Kapazitätsgrenzen, zumal es einen Unterschied macht, ob ich einen Stellenanteil von 0,25 VzÄ in Verbindung mit einer Gemeinde oder eine volle Stelle (inkl. Beauftragung für Notfallseelsorge) begleite. Hier ist zuerst das Innenministerium gefragt, inwieweit Mittel für unsere Arbeit aufgestockt werden können. Umgekehrt ist es aber auch für unsre Kirche eine Frage, was wir personell leisten können und wollen.

Ich bin der Meinung, dass es sich lohnen würde, die Arbeit auszubauen. Wir wirken so in einen Bereich hineinwirken, der uns sonst völlig verschlossen bleiben würde und gewinnen in diesem wichtigen gesellschaftlichen Bereich an Relevanz.

Welche Erfahrungen aus dem säkularen beruflichen Umfeld der Polizei-seelsorge können hilfreich für die künftige Ausrichtung der kirchlichen Arbeit in Kirchgemeinden und die Neuausrichtung kirchlicher Gremien sein?

Als Gemeindepfarrer habe ich mich manchmal gewundert, dass viele Gemeindeaufbauprojekte, die wir als offen und einladend empfunden haben, allenfalls ein bisschen über die Grenzen der Kerngemeinde hinausgewirkt haben. Schnell habe ich in meinem jetzigen Umfeld gelernt, dass es wenig Schnittmengen zwischen Kirchgemeinde und Menschen, die noch nie etwas mit Glauben und Kirche am Hut hatten, gibt. Letztlich ist Gemeinde auch nur eine Blase, in der sich eigene Formen, Traditionen und auch eine eigene Sprache entwickelt, die sich teilweise sehr weit von anderen „Blasen“ entfernt. Für einen Menschen, der keinen Bezug zu einer Gottesdiensttradition hat, ist schon allein ein Termin am Sonntagmorgen egal ob 09:00 oder 10:30 Uhr kaum kompatibel mit seinen Vorstellungen zu einer schönen Wochenendgestaltung, ganz zu schweigen von Inhalten und Vollzügen. Da hilft es auch wenig, mit vermeintlich „modernen“ Liedern, Lobpreis, Aktionen usw. zu agieren.

Sicherlich werden wir zunehmend zielgruppenorientiert und milieuspezifischer arbeiten müssen. Dabei sind wir als Gemeinde gefordert, die Sprache und Formen derer zu lernen, die wir ansprechen wollen, und dann in dieser Sprache das Evangelium in Wort und Tat zu verkünden. Das ist nichts Neues. Ich würde dies unter der Überschrift „Inkulturation des Evangeliums“ fassen, was z.B. in der Missionstheologie immer wieder ein wichtiges Thema gewesen ist. Letztlich finden wir dies schon in der Bibel bei Jesus oder auch bei Paulus. Grundlage dafür ist zuallererst Präsenz, das sich Hineinbegeben in die „Blase“

des anderen. Dabei wird Präsenz heute nicht mehr nur über eine körperliche Anwesenheit hergestellt, sondern Präsenz geschieht über vielfältige Medien. Entscheidend sind aus meiner Sicht dabei Erreichbarkeit (Handy, Messenger-Dienste, E-Mail), Verbindlichkeit und Erkennbarkeit (z.B. auch durch Social-Media, bei der Polizei das Intranet usw.). Dies steht nicht im Widerspruch zu strukturellen Veränderungen oder Stellenabbau. Vielmehr verändert das die Arbeitsweise aller Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst. Interessant sind da auch die Ergebnisse der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung V.

Dabei ist für mich die entscheidende Frage: Können und wollen wir das leisten? Denn die Herausforderung ist, dass wir uns in die Welt des anderen hineinbegeben und nicht nach dem Motto Gemeindegearbeit betreiben: Jeder und jede ist willkommen. Aber eigentlich sollen sie erst einmal so werden, wie wir meinen, dass wir schon sind. Daraus ergeben sich weitere weitreichende Fragen, z.B. im Blick auf Kirchenmitgliedschaft, Parochialprinzip, Kirchensteuersystem uvm..

Vielen Dank für die interessanten Informationen und Einblicke in die Arbeit der Polizeiseelsorge. (GS)



Foto: Steffen Füssel

„Alles beginnt mit einem Funken“

Psychotherapeut und Theologe Michael Utsch sagt, warum jeder Mensch glaubt – und warum die Psychologie Spiritualität so lange vernachlässigt hat

Michael Utsch ist approbierter Psychotherapeut mit Praxis in Berlin und Religionspsychologe. Er ist außerdem Referent an der Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen (EZW). Utsch hat sehr viel zum Themenbereich Glauben und Psychologie veröffentlicht, u.a. zusammen mit Sarah Demmrich „Psychologie des Glaubens. Einführung in die Religionspsychologie“ (2023, utb)

Die Fragen stellte Dorothea Siegle, Chefredakteurin der Zeitschrift „Psychologie heute“ am 8. August 2023.

Herr Utsch, was ist der Unterschied zwischen Religiosität und Spiritualität?

Religiosität, religiöses Verhalten und Erleben beziehen sich auf eine traditionelle Glaubensgemeinschaft, in Deutschland war das über viele Jahrhunderte das Christentum. Das hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr verändert und vervielfältigt: 1950 waren noch 96 Prozent der westdeutschen Bevölkerung Kirchenmitglied, heute sind es weniger als 50. Wobei man gleich dazu sagen muss: Die Mitgliedschaft in einer Konfession sagt nicht automatisch etwas über den persönlichen Glauben aus. Aber grundsätzlich ist



Religiosität eher die Übereinstimmung mit einer verfassten Religionsgemeinschaft, während Spiritualität stärker das Persönliche beschreibt, die Bezogenheit auf ein größeres Ganzes. Was dieses größere Ganze dann ist, fällt individuell ganz unterschiedlich aus: Die Natur, eine Gottheit oder ein intensives Musikerlebnis. Insgesamt hat Spiritualität viel mit sinnlicher Wahrnehmung zu tun.

Ein Beispiel: Ich finde es interessant, dass Menschen, die regelmäßig Körperarbeit machen, auch häufig an die Grenzen ihres Körpers kommen und sich fragen: Wo ist die Trennlinie zwischen innen und außen? Ganz natürlich stellen sich so existenzielle, spirituelle Fragen. Spiritualität ist also etwas sehr Buntes, von subjektiven Vorlieben geprägt und nicht gebunden an bestimmte tradierte Rituale oder Symbole. Wenn ich einen Gottesdienst besuche, sind bestimmte Abläufe vorgegeben und ich passe mich an eingetübte Verhaltensweisen an. Daraus

kann ich auch etwas sehr Persönliches ziehen – aber die Form ist nicht von mir individuell geprägt – ich bin Teil eines größeren Ganzen.

Der Religionswissenschaftler Martin Rötting schreibt, der Spiritualität werde wesentlich mehr Sympathie entgegengebracht als der Religion. „Spiritualität gilt als friedensfördernd und hilfreich für Wellbeing und die Work-Life-Balance. Dagegen wird Religion nachgesagt, sie sei machtbesessen, institutionalisiert und gewaltfördernd.“ Woher rührt dieser Eindruck? Oder teilen Sie diesen Eindruck gar nicht?

Diese Polarisierung ist zwar populär, stimmt aber nur teilweise. Das Negative in Religionen entsteht dadurch, dass Menschen, die sich in Gemeinschaften organisieren, oft mit hohen Zielen antreten, aber sich das Menschliche dann doch durchsetzt und sich Machtbestreben, Egoismus und Geltungsdrang ausbreiten. Wenn man eine religiöse Institution näher und von innen kennenlernt, fallen Gegensätze zwischen dem, was gesagt, und dem, was gelebt wird, auf. Das ist nicht nur im Christentum so. Ich finde den Begriff des Scheinheiligen daher sehr zutreffend: Man versucht, sich als besonders heilig oder wertorientiert darzustellen, aber hinter den Kulissen ist viel Eigennutz am Werk.

Sobald sich spirituelle Bewegungen allerdings institutionalisieren, setzt bei ihnen die gleiche Entwicklung ein wie bei etablierten religiösen Gemeinschaften. Man kann das sehr gut an der Bhagwan-Bewegung ablesen – bei dieser können wir ja auf fünf Jahrzehnte Entwicklung

zurückblicken: Der Begründer, Bhagwan Shree Rajneesh – oder Osho, wie er sich später nannte – war von hinduistischer Spiritualität geprägt, offen für westliche Psychotherapie und hat beide Elemente gut verbunden. Er hat eine unheimliche Faszination auf Menschen im Westen ausgeübt. Aber sobald eine große Organisation daraus wurde, wurden Kleidung und Kurse verkauft und es gab juristischen Streit um Markenrechte, „Osho-Trademark“.

Alles beginnt mit einem Funken, dann wird es ein loderndes Feuer daraus, aber das Menschliche ist eben sehr zäh. Dass wirklich eine Herzensänderung passiert, auch nachhaltig, dass Menschen demütig, bescheiden und liebevoll bleiben und sich nicht doch egoistische Motive durchsetzen – das ist selten.

Die Polarisierung von Rötting: Religion ist das verstaubte, das dogmatische, das institutionellen, das Macht-Ding; und spirituell, das sind die positiven Werte – ist Frieden, ist Gleichheit – diese Polarisierung stimmt auf den zweiten Blick nicht. Es gibt ja skeptische Stimmen, die sagen: Der überzeugendste Gottesbeweis sei doch, dass die Kirche trotz der darin Tätigen seit über 2000 Jahren existiert. Da muss sich auch jeder an die eigene Nase fassen: Ich habe hohe Ideale – aber lebe ich sie wirklich?

Würden Sie sagen, dass jeder Mensch spirituell ist?

Ja. Glauben ist menschlich. Wir brauchen Zuversicht und Vertrauen – egal ob ich eine Freundschaft eingehe, eine Reise unternehme oder mich hinten auf ein Motorrad setze. Ohne Vertrauen kann ich auch keine Beziehung aufbauen,

nicht in die Zukunft blicken. Glauben ist menschlich, weil wir Hoffnung brauchen – warum sollte ich sonst morgens aufstehen? Da bleibe ich lieber im Bett liegen.

Aber sind Hoffnung und Vertrauen wirklich der Kern von Spiritualität? Geht es dabei nicht eher um Jenseitsvorstellungen oder um die Empfindung von Heiligem?

Ja. Es gibt zwei Ebenen, auf denen wir Spiritualität erleben: Eine horizontale Ebene in unserem Alltag, in dem wir Vertrauen, Glauben und Zuversicht brauchen in den nächsten Tag oder in eine Zukunft trotz Krieg, Leid und Klimawandel. Und eine vertikale Ebene, an der kein Mensch vorbeikommt: Das ist die Tatsache, dass wir alle sterben müssen. Und wenn ich diese Endlichkeit ernstnehme, kommt natürlich auch der Glaube ins Spiel.

Sie sagen, dass spirituelles Erleben einen starken Einfluss auf die Identität des einzelnen hat und deswegen auch psychologisch relevant ist. Könnten Sie mir ein Beispiel geben, wie spirituelles Erleben meine Identität prägt?

Ich spreche mal über den christlichen Kontext, weil ich mich da am besten auskenne: Es stärkt mein Selbst, wenn ich bemerke, dass ich ein Geschöpf Gottes bin und nicht ein Zufallsprodukt. Wenn ich glaube, dass eine liebevolle Idee dahintersteckt, die mich auf einen Platz gestellt hat, an dem ich etwas Sinnvolles und Gutes bewirken kann. Dann prägt das mein Selbstbild.

Das Gefühl des Geliebtwerdens ist zudem eine unglaubliche Ressource, die ermöglicht, dass ich vertrauen kann, hof-

fen kann, glauben kann. Im Buddhismus kann ich Zustände von Dankbarkeit, Freude oder Glück einüben. Der Weg ist ein bisschen anders als im Christentum, aber das Ziel ist ähnlich. Insofern können sich die Religionen gut ergänzen, weil sie beide bestrebt sind, die Selbstbezogenheit zu überwinden und liebevoller mit sich und mit seinem Nächsten umzugehen.

Fänden Sie es sinnvoll, wenn Spiritualität als eine anthropologische Konstante in das Persönlichkeitsmodell Big Five mit aufgenommen würde?

Ich fände es angemessen. Der amerikanische Psychologe Robert A. Emmons hat das vorgeschlagen und einen Fragebogen dazu entwickelt. Die europäische Psychologie ist, was Religion angeht, eher distanziert und will das Thema lieber nicht anfassen. Aber es gibt Studien, die deutlich belegen, welchen hilfreichen und wertvollen Einfluss positiver Glauben nehmen kann. Und das hat sich durch die Palliativmedizin und die Entwicklung der Spiritual Care in den vergangenen zehn, fünfzehn Jahren noch verstärkt. In den letzten Lebensmonaten gibt es spirituelle Bedürfnisse von Menschen, die man nicht rein naturwissenschaftlich oder psychotherapeutisch lösen kann. Es sind Fragen nach dem Abschiednehmen, es geht um Lebensrückblick und auch um Verzeihen.

Warum hat die Psychologie die Erforschung der Spiritualität vernachlässigt?

Weil wir sehr technikgläubig sind und ein recht naturalistisches Wissenschaftsideal haben. Und die Psychologie musste



sich zunächst natürlich auch ein bisschen abgrenzen von ihren beiden „Eltern“, der Theologie und der Philosophie, und ein eigenes Profil als empirische Sozialwissenschaft entwickeln. Spiritualität lässt sich nicht so leicht quantitativ messen, aber mittlerweile gibt es gute Fragebögen dazu. Der Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung fragt zum Beispiel nicht einfach nach konfessioneller Zugehörigkeit, sondern nach dem persönlichen Erleben und der persönlichen Glaubenspraxis. Das ist komplex, und das muss man komplex abbilden.

Mag die Vernachlässigung von Spiritualität in der Psychologie auch auf Sigmund Freud zurückgehen? Verkürzt hat der ja gesagt: Religiosität ist der Ausdruck eines infantilen Menschen, der seine unerfüllte Vatersehnsucht auf Gott wirft. Leider gibt es ja auch sehr viele Menschen, die in ihrer Glaubensentwicklung in einem sehr frühen, kindlichen Sta-

dium stehengeblieben sind. Ich finde wenig Vorbilder in den Medien oder im Bekanntenkreis, von denen ich sage: Die sind ernsthaft an ihrer spirituellen Entwicklung interessiert und pflegen ihre spirituelle Glaubenspraxis, um weiterzukommen.

Es wäre wichtig, dass Priesteramtsanwärter und angehende Pfarrerinnen und Pfarrer ein psychologisches Assessment durchlaufen und in ihrer Ausbildung Wert auf Selbsterfahrung gelegt wird. Theologische Kompetenz ist mehr als Kirchengeschichte und Dogmatik, sondern auch Persönlichkeitsbildung und -schulung. Aus christlicher Sicht strebt man als Nachfolger Christi danach, seinem Vorbild Jesus ähnlicher zu werden. Aber das ist eine Form der Schulung, ein lebenslanges spirituelles Persönlichkeitstraining.





Karlskirche Wien

Sie meinen, die Analyse von Sigmund Freud rührte auch von den dürftigen Glaubenspraktiken her, die er um sich herum wahrnahm?

Ja, da hat sich vielleicht gar nicht so viel geändert. Und natürlich kann Religion auch eine Krücke sein, ein Ersatz für etwas, Flucht in eine idealisierte Traumwelt. Aber eigentlich ist Glauben etwas Transformierendes, das Menschen verändert. Und das geht eben nicht ohne eigenes Dazutun, das muss ich in meinem Alltag einüben, das muss ich trainieren, genauso wie Gymnastik oder Yoga. Auf meine Zahnhygiene achte ich, aber was mache ich für meine Seele, meine seelischen Bedürfnisse, meine Glaubensfähigkeit und meine spirituelle Anlage? Die

muss ich pflegen. Und da hat die Psychologie lange geschlafen. Das kam schon auch dadurch, dass Freud ein sehr schiefes Bild entworfen hat. Aber in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft gibt es seit über zehn Jahren den Arbeitskreis „Psychoanalyse und Religion“. Heute ist die Psychoanalyse sehr religions- und glaubensoffen. Da würde Freud sich wundern. Und Begleiter von ihm wie C. G. Jung haben ja von Beginn an auch andere Schwerpunkte gelegt als er und sich intensiv mit transzendenten Fragen beschäftigt.

Sie vertreten die These, dass die mangelnden Kenntnisse von vielen Psychotherapeuten und -therapeutinnen



in religiösen oder spirituellen Fragen mit dazu führen, dass es so einen großen, unseriösen Esoterikmarkt gibt.

Das ist leider so. Die akademische Psychologie hat den Bereich des Glaubens vernachlässigt, aber das spirituelle Bedürfnis der Menschen ist da und hat zu einem alternativen Heilmarkt geführt. In der Berliner Psychotherapeutenkammer wird gerade eine Patientenbeschwerde über eine Psychotherapeutin verhandelt, die in einer kassenfinanzierten Behandlung „Reinkarnationstherapie“ durchgeführt hat. Dass jemand als Kassenleistung Kontakt zu Verstorbenen aufbauen will, ist allein von der Berufsethik her nicht erlaubt.

Manche sehen in der Psychotherapie ja auch einen Religionsersatz und den Therapeuten als eine Art Erlöser.

Es fühlt sich natürlich gut an, wenn jemand zu einem kommt und sagt: Nur du kannst mich retten. Aber da muss man bescheiden bleiben und sagen: Die Verantwortung kann ich nicht übernehmen. Ich kann nach Werten fragen, was gibt es für Ziele, die in Ihren Augen sinnvoll erscheinen und lohnenswert? Manche existenziellen Fragen kann ich nicht rein psychotherapeutisch beantworten: Woher kommt das Leiden? Warum ist mir das passiert? Was mache ich mit der Schuld? Da muss ich als Psychotherapeut die Grenzen meiner Profession anerkennen.

Wie sollten Therapeutinnen und Therapeuten damit umgehen, wenn Patientinnen und Patienten religiös sind oder sich stark für spirituelle Fragen interessieren?

Viele Menschen sind nicht Mitglied

einer Religionsgemeinschaft, glauben aber natürlich trotzdem an etwas. Dazu kommen immer mehr Menschen, die nach Deutschland einwandern und ihre Religiosität mitbringen. Und schließlich gibt es auch hochreligiöse Menschen in Deutschland, laut Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung sind das etwa 19 Prozent. Und das heißt: Für jeden fünften Menschen, der in eine Psychotherapie kommt, hat seine spirituelle Haltung eine Bedeutung – und eben gerade in Krisenzeiten. Es müsste daher eine spirituelle Anamnese in der Psychotherapie geben: Glaubte jemand an ein höheres Wesen? Hat ein Patient eine meditative Praxis? Wie geht eine Patientin mit unlösbaren Fragen von Leid und Schmerz in der Welt um? Welche Vorstellung hat sie vom Tod? In diesen Fragen sind Therapeutinnen und Therapeuten nicht geschult, da sehe ich Nachholbedarf.

Wie könnte eine spiritualitätsintegrierende Behandlung zum Beispiel einer Depression aussehen?

Zunächst sollte ich in Erfahrung bringen, ob die Klientin in ihrem Leben Glaubenserfahrungen gesammelt hat. Das kann sehr unterschiedlich aussehen: Wenn sie zum Beispiel gute Erfahrungen in einem Kirchenchor gemacht hat, könnte man versuchen, daran wieder anzuknüpfen. Eine wesentliche Stärke des Glaubens – das sagen eigentlich alle religionssoziologischen Studien – ist die soziale Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Wenn ein Klient im Osten aufgewachsen ist und keine religiöse Sozialisation hat, würde ich nach anderen Erfahrungen von Verbundenheit suchen: Wo werde ich berührt, wo spüre ich Lebendigkeit



Karlskirche Wien

in einem Bereich, der über mich hinausweist? Denn ein Problem der Depression ist ja dieses ständige Kreisen um sich selbst und dieses gefangen sein in einem dunklen Loch. Wenn es da Anknüpfungspunkte gibt, die von mir und der Dunkelheit wegführen, dann sollte man sie nutzen.

Wie bewerten Sie den Einfluss buddhistischer Ansätze in der Psychotherapie, beispielsweise in Form von Achtsamkeit in der Mindfull-Based Stress Reduction (MBSR) oder in Form von Akzeptanz in der Akzeptanz- und Commitment-Therapie?

Das ist sehr wertvoll, diese Ansätze haben die Psychotherapie sehr bereichert – manche sprechen dabei ja auch von der „dritten Welle“ der Verhaltenstherapie.

Gleichzeitig finde ich es wichtig, dass man als Therapeutin oder Therapeut versteht, welches Welt- und Menschenbild die jeweiligen Religionen mitbringen: Welche weltanschaulichen Voraussetzungen werden durch die Anwendung bestimmter Methoden vermittelt? Ein Beispiel: Im Christlichen gehören das Scheitern, der Mangel, das Fragmentarische zum Leben dazu. Im Buddhismus ist stärker etwas Idealistisches enthalten: Durch ausreichend Übung kannst du Befreiung erreichen. Als Therapeutin sollte einem bewusst sein, wie die Anwendung einer Methode das Menschenbild verändert.

Warum hat die buddhistische Religion einen so großen Einfluss auf die Psychotherapie und die christliche einen so geringen?

Das ist eine interessante Frage. Das buddhistische Ideal ist natürlich verlockend: Dass ich solch einen Gleichmut entwickle, dass mich die Katastrophen um mich herum und das vormalige innere Chaos nicht mehr bedrücken. Aber ich glaube, die Mühen dieses Weges werden unterschätzt. Das ist ja ein stufenweises Erarbeiten von Geisteszuständen. Im Buddhismus hängt die Wirkung viel von der regelmäßigen Übungspraxis ab. Das kann aber auch zu Leistungsdruck führen und ist zeitintensiver als man denkt. Im Christentum wird das Leiden nicht zu überwinden versucht, sondern soll als Teil des Lebens angenommen werden. Das kann schwierige Situationen erleichtern, aber auch zu passivem Erdulden im Hier und Jetzt führen, wo Ungerechtigkeiten hingenommen werden mit einem Vertrösten auf ein besseres Jenseits.



Der Abdruck des Beitrags erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Redaktion von „Psychologie heute“: www.psychologie-heute.de/leben



Karlskirche Wien

Die Fähigkeit, glücklich zu leben, kommt aus einer Kraft, die der Seele innewohnt. Marc Aurel

Der Weise hat seinen Mund im Herzen. Marc Aurel

Der Tod und die Geburt sind die Geheimnisse des Lebens. Marc Aurel

Ein jeder ist so viel wert, als die Dinge wert sind, um die es ihm ernst ist.

Marc Aurel

Neues aus der Arbeit der Leipziger Forschungsstelle

„Kirchliche Praxis in der DDR. Kirche (sein) in Diktatur und Minderheit“
von Landesbischöfin i. R. Ilse
Junkermann

Tagungsarbeit

Sehr gerne berichte ich hier noch einmal über die Arbeit der Forschungsstelle. In ihrem vorläufig letzten Jahr 2024 konnte noch eine Expert:innen-Tagung stattfinden, die (mit der Auftakttagung) achte insgesamt in diesen fünf Jahren und die letzte dieser Art: Vom 6. bis 8. März trafen sich 36 (überwiegend) Frauen und Männer. Die Tagung stand unter dem Titel „Frauenbilder und -rollen in Kirche und Gesellschaft der DDR.“ Am Anfang standen Beobachtungen mit dem Fokus „Gender“ aus drei vorhergehenden Tagungen sowie zwei Grundsatzreferate: „Frauenbilder und -rollen in der DDR-Gesellschaft“ (Prof. Dr. Hildegard Maria Nickel) und „Frauenbilder und -rollen in den Kirchen in der DDR“ (Prof. Dr. Ulrike Ernst Auga). Auf diesen ersten Block „Kontextualisierung“ folgte der Hauptteil „Forschungsbedarfe“ als Werkstattarbeit in Arbeitsgruppen (AGs) zu Personen (4 AGs zu: Elisabeth Adler, Elisabeth Ihmels, Annemarie Schönherr, Christa Drummer und zu katholischen Theologinnen in der DDR), zu Konzeptionen (2 AGs zu: Feministischer Theologie und zu Geschlechtergerechtigkeit im Arbeitskreis Solidarische Kirche, die Impulsgeberin für die 3. AG war leider erkrankt) sowie zu Formaten (5 AGs zu: Frauen in der Offenen Arbeit, Feministische Werkstätten, Frauen-Foren bei

Kirchentagen, Netzwerke und Gruppen, Frauen für den Frieden). Jeder und jede konnte jeweils zwei AGs besuchen. Es war beeindruckend, was die Impulsgeberinnen bereits erkundet und erforscht hatten und was in der Werkstattarbeit an Wissen und Erfahrungen zusammengetragen wurde. Es gibt, so die Ergebnisse, einen großen Forschungsbedarf. Dieser wurde – nach einem sog. Museumsrundgang zu den AG-Ergebnissen – sehr lebendig im Plenum diskutiert.

Im dritten Teil unter der Überschrift „Frauen in Leitungssätern“ folgte auf einen Vortrag zur Situation heute ein gemeinsamer Blick auf vergangene Erfahrungen von Frauen in Leitungssätern. Mit Dorothee Mücksch, der ersten Frau im Propstamt in der EKKPS, und mit Friederike von Kirchbach (Bezirksjugendpfarrerin, Generalsekretärin des Dt. Ev. Kirchentags, Pröpstin) erzählten zwei Frauen unterschiedlicher Generation nicht nur ihren beruflichen Weg, sondern auch manche Merkwürdigkeiten, Zumutungen, Hürden – und vom Mut und Humor, mit denen sie diese bewältigt hatten. Dr. habil. Anke Silomon und Prof. Dr. Dorothee Wierling moderierten dieses Podiumsgespräch sachkundig und mit spannenden Fragen.

Im letzten Teil schließlich richtete sich der Blick – nicht ohne manche Bitternis – auf „Abbrüche, Aufbrüche, Transformationen 1989/1990“. Sehr anschaulich



referierte Prof. Dr. Ingrid Miethe, welche Wirkungen auf Frauenbilder und Rollen diese hatten, nicht nur die Freude über das Ende der Diktatur und ein endlich offenes Land, auch großes Bedauern über manche Verluste an Selbständigkeit, von Errungenschaften der Gleich-Berechtigung und auch von verbindlichen und verbindenden Netzwerken standen im Raum, Erfahrungen, die die meisten teilten. Dazu gehören auch z. T. noch andauernde Erfahrungen, wie schwierig manche Kommunikation zwischen „Ost“ und „West“ bis heute ist. Auch die Beiträge dieser Tagung werden in einem Tagungsband veröffentlicht werden.

Am ersten Abend blickten wir in die Vergangenheit mithilfe von zwei Zyklen aus dem DDR-Film „Mädchen in Wittstock“ (alle Teile sind frei zugänglich in der Mediathek der Bundeszentrale für politische Bildung, vgl. <https://www.bpb.de/mediathek/video/207554/maedchen-in-wittstock/> (Zugriff: 15.10.2024)). Am zweiten Abend hatten wir das große Glück, an der Eröffnung der (Wander-) Ausstellung „Gemeinsam sind wir unerträglich. Die unabhängige Frauenbewegung in der DDR“ im Archiv der Bürgerbewegung Leipzig e. V. teilzunehmen. Die perfekte Ausstellung zu unserer Tagung, so manche Referentin und Teilnehmerin konnte auf den Ausstellungstafeln entdeckt werden! Wer sich näher interessiert: Der Katalog zur Ausstellung ist unter dem gleichen Titel über jede Buchhandlung bzw. online bestellbar.

Nach dieser letzten Tagung trafen sich schließlich am 3. Mai, Teilnehmende aus allen sieben Tagungen und weitere Interessierte, insgesamt 67 Personen, zur Auswertung der Tagungen. Für jede

Tagung und die beiden Projekte zu den Forschungsgrundlagen stellte jeweils eine Person mit Hilfe eines Posters die wichtigsten Ergebnisse der jeweiligen Tagung bzw. des Projekts kurz vor. Danach konnten man sich je nach Interesse an Stationen zu einem Poster treffen und sich weitergehend erkundigen. Dieses Panorama stellte die Erträge aus der Arbeit der Forschungsstelle konzentriert vor Augen. Diese wurden anschließend in zwei Beiträgen – aus der Perspektive der Kirchlichen Zeitgeschichte von Prof. Dr. Klaus Fitschen, aus der Perspektive der Praktischen Theologie von Prof. Dr. Alexander Deeg – zusammenfassend bewertet. Eine Diskussion beschloss diesen Teil, bevor der Festliche Abend zu dieser ersten Phase der Forschungsstelle und zum Abschied ihrer Leiterin im Alten Senatssaal begann. Die Grußworte aus Sicht der Universität (Prorektor Prof. Dr. Roger Gläser), der Ev. Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte (Prof. Dr. Veronika Albrecht-Birkner), sowie der Geldgeber (OKR Dr. Martin Evang, Landesbischof Friedrich Kramer) und der EVLKS (OLKR Dr. Thilo Daniel) würdigten mit Dank und Staunen auch der Festversammlung, was alles in diesen fünf Jahren an Schätzen der kirchlichen Praxis in der DDR in einer Kirche in Diktatur und Minderheit entdeckt werden konnte und noch zu heben ist - nicht zuletzt durch den kooperativen Forschungsansatz, an dem viele, Wissenschaftler:innen und Zeitzeug:innen, mitwirkten. Der Festvortrag von Bischof Dr. Christian Stäblein stellte diese Erträge in den Kontext von langjährigen und vielfältigen Ost-West- und West-Ost-Begegnungen, die einmal mehr und oft weniger gelangen und

gelingen – und zugleich durch den gleichen Auftrag geschwisterlich verbunden bleiben. Ein, auch rhetorisch!, krönender Abschluss! Alle Poster, die beiden Kurzvorträge sowie die Grußworte und der Festvortrag sind auf der weiter zugänglichen Homepage der Forschungsstelle unter

<https://www.theol.uni-leipzig.de/institut-fuer-praktische-theologie/institut/forschungsstelle-kirchliche-praxis-in-der-ddr>, dort unter „Auswertungstag“ zu finden. Am Rande dieses Tages verabreden sich interessierte Zeitgeschichtler und Praktische Theologen, Frauen und Männer, evangelisch und katholisch, zu einem Netzwerk, das die Erträge der Forschungsstelle und Forschungsbedarfe im Blick behält und so Verantwortung für weitere Arbeit übernimmt.

Veröffentlichungen

Die Veröffentlichung der Tagungsbände hat sich durch die Insolvenz des zunächst angefragten Verlags um ein Jahr verzögert. Umso erfreulicher ist, dass noch in diesem Jahr der erste Tagungsband der im und vom Verlag Herder (in Freiburg i. Br.) neu begründeten Reihe „Kirchliche Praxis in der DDR“ erscheinen wird: „Diakonie und Caritas in Ostdeutschland vor und nach 1990. Potentiale für Ost und West: Was ist anders (geblieben), was soll anders werden?“. Der nächste zu „Unruhestifter in Staat und Kirche. Lernen von den Gruppen der DDR-Opposition?“ wird die Reihe im nächsten Jahr mit den drei weiteren fortführen. Alle fünf Tagungsbände und die weiteren erscheinen als Open-Access-Ausgaben, so dass sie für Interessierte leicht zugänglich sind. Außerdem ist in der gleichen Reihe

eine Edition von Quellen geplant, die aufgrund der sehr eingeschränkten Veröffentlichungsmöglichkeiten in der DDR verstreut in Zeitschriften, v. a. aber auf verschiedenen Akten in Archiven zu finden sind. Sechs Wissenschaftler:innen – Zeitgeschichte und Praktische Theologie – werden als Herausgeberkreis diese Reihe begleiten und verantworten.

Diese Quellenedition wie auch die Tagungsbände und besonders die digitale Forschungsumgebung mit vielen Daten zu Veröffentlichungen, zu einzelnen Personen (Who's who) und Einrichtungen der Kirchen in der DDR, angesiedelt bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (vgl. ausführlich die Vorstellung im letzten Bericht hier in diesem Blatt (und unter: <https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/bausoldaten>, in der jetzigen Projektphase als Qualitätsprüfung) sollen die Schwelle zu Forschungen möglichst niedrig halten, zugleich die Motivation junger Forschender erhöhen und einen guten Zugang ermöglichen. So kann auf diese erste Wegstrecke der Forschungsstelle mit großem Dank und auch Staunen über die vielen Entdeckungen, v. a. aber die große Unterstützung vieler, zurückgeblickt werden – ein echter Doppelpunkt für weitere Forschungen! So wiederhole ich auch zu meinem Abschied in den Ruhestand gerne meine

Bitte:

Bitte weisen Sie weiter darauf hin, dass Unterlagen aus der Zeit der DDR nicht im Papiermüll entsorgt werden, bevor ihre Archivwürdigkeit geprüft ist. Die Leiterinnen und Leiter der Landeskirchlichen Archive stehen gerne zur Beratung bereit!



Tagung 6.3.24



Tagung 8.3.24 / Podiumsgespräch Silomon, Mücksch, vKirchbach, Wierling

Die Seele hat die Farbe deiner Gedanken. Marc Aurel

Die Jugend kennzeichnet nicht einen Lebensabschnitt, sondern eine Geisteshaltung. Marc Aurel

Informationen

zur gesetzlichen Pflegeversicherung



10 Mal für Sie in Sachsen

Nachhaltig an Ihrer Seite

Der Sächsische Pfarrverein arbeitet in Fragen rund um Versicherung und Vorsorge schon seit vielen Jahren eng und vertrauensvoll mit dem Versicherer im Raum der Kirchen (VRK) zusammen.

Dies aus gutem Grund: Denn der VRK bietet Menschen, die im kirchlich-sozialen Bereich tätig sind, ganzheitlichen Schutz zu besonders vorteilhaften Konditionen. Christliche Werte stehen dabei im Vordergrund: Daher hat sich der VRK als erster Versicherer im kirchlichen Markt strengen Nachhaltigkeitskriterien verpflichtet, die den Handreichungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) folgen.

Die Mitglieder des Sächsischen Pfarrvereins können beim VRK von vielen wertvollen Lösungen und Sonderkonditionen profitieren:

Sicherheit bei Wegfall der Residenzpflicht

Mit Eintritt in den Ruhestand entfällt die Residenzpflicht. Mit unserer Premium Rente bAV erhalten Sie die Sicherheit für Ihre Ruhestandsplanung. Diese Wertanlage ist ethisch-nachhaltig und wird sogar vom Staat unterstützt!

Sachversicherungen

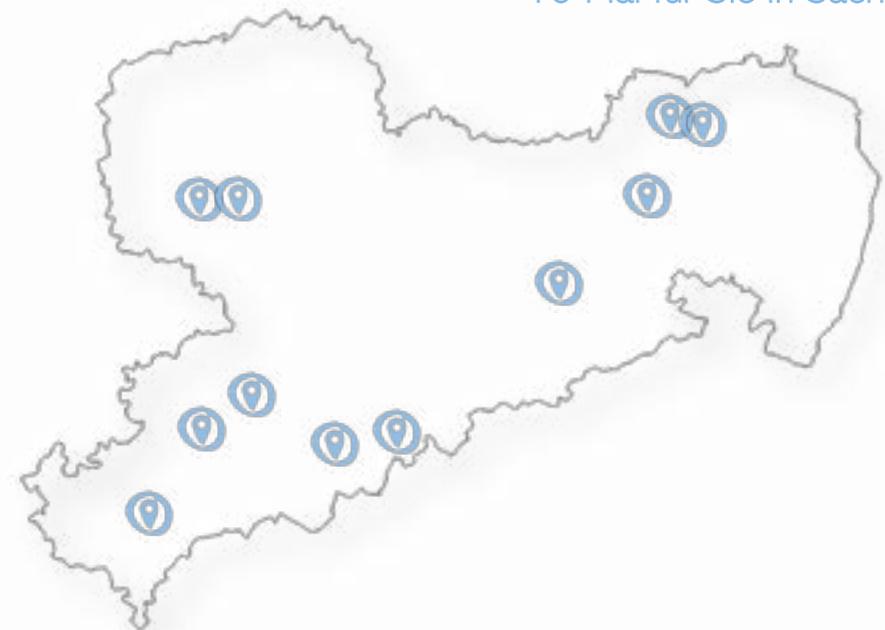
Aufgrund der Mitgliedschaft in Ihrem Pfarrverein erhalten Sie Beitragsvorteile bei

- Kfz-Versicherung
- Privat-Haftpflichtversicherung (inkl. Amtshaftpflicht und Schlüsselverlust)
- Hausratversicherung

Krankenversicherung

Besondere Konditionen für die Restkostenversicherung, sowie attraktive Tarife in der Kranken-Zusatzversicherung.

Nähere Informationen gibt Ihnen gerne Ihr persönlicher Ansprechpartner des VRK vor Ort.



Sie möchten mehr über unsere Leistungen erfahren – sprechen Sie uns gerne an.

Gütz, Stefan

Bahnhofstr. 15, 08261 Schöneck
Telefon: 037464-342651
E-Mail: stefan.guetz@vrk-ad.de

Uhlmann, Lydia

Am Bach 4, 09366 Stollberg
Telefon: 037296-930893
E-Mail: lydia.uhlmann@vrk-ad.de

Brachmann, Steffi

Walnußweg 1, 04249 Leipzig
Telefon: 0341-4250584
E-Mail: steffi.brachmann@vrk-ad.de

Seidel, Sandra

Lessingstr. 4, 08058 Zwickau
Telefon: 0152-28216152
E-Mail: sandra.seidel@vrk-ad.de

Günther, Volkmar

Alte Dorfstr. 27, 09456 Annab.-B.
Telefon: 03733-5969959
E-Mail: volkmar.guenther@vrk-ad.de

Engler, Andreas

Fabrikstr. 1 A, 01723 Wilsdruff
Telefon: 035204-185957
E-Mail: andreas.engler@vrk-ad.de

Weickert, Thorsten

Mehringstr. 20, 04416 Markkleeberg
Telefon: 0151-61255101
E-Mail: thorsten.weickert@vrk-ad.de

Böhme, Thomas

Aidlinger Str. 16, 01936 Laußnitz
Telefon: 035795-39300
E-Mail: thomas.boehme@vrk-ad.de

Vogel, Christiane & Vogel, Torsten

Spremlinger Str. 18, 02977 Hoyerswerda
Telefon: 03571-406095
E-Mail: christiane.vogel@vrk-ad.de
torsten.vogel@vrk-ad.de



Die Stellung des Friedensgrußes beim Abendmahl



von Pfarrer Dr. Reinhard Junghans,
Borna

Das Abendmahl erlangte im Laufe der Zeit verschiedene Bedeutungen, die Glaubende unterschiedlich gewichten. Die Einsetzungsworte fokussieren auf die Sündenvergebung. Dieser Gesichtspunkt ist insofern naheliegend, da das letzte Mahl Jesu mit dem Pesachfest verbunden ist. Anfänglich war das Pesachfest ein Fest in der Erinnerung an die Befreiung des Volkes Israel aus der Knechtschaft aus Ägypten. Die erste Beschreibung des Pesachfestes nimmt auf ein Ereignis aus ägyptischer Zeit Bezug, ohne das Thema der Sündenvergebung zu berühren (Exodus 12, 1-20). Hier ist vor allem von einem Lamm als Opfertier die Rede, aber auch Ziegen sind im Blick. In den Anfängen bis heute war und ist das Pesachmahl vor allem eine Familienfeier in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten als Befreiungstat Gottes. Mit der Flucht aus Ägypten wertete erstmals ein Volk die Freiheit höher als den Wohlstand, was aber auch zu intensiven inneren Diskussionen über die Fleischtöpfe Ägyptens führte (Exodus 16).

Stephansdom Wien

In dem Maße, wie das Pesachfest auch am Jerusalemer Tempel als zentrale Feier begangen wurde, spielte zunehmend die Befreiung des Volkes Israel von der Sünde eine Rolle (Hesekiel 45, 21-24). In der Beschreibung beim Propheten Hese-kiel ist es ein Stier, der dafür geopfert wird. Aber auch der Bericht in Nume-ri 9, 4-14 über die Zeit mit Mose greift das Thema der Sünde auf. Dabei bleibt es etwas unklar, ob die Sünde darin besteht, dass man am Pesachfest nicht teilnahm, oder sie behält, weil man in-folge der Nichtteilnahme nicht von den Sünden befreit wird. In diesem Bericht werden Schafe und Rinder als Opfertiere vorgesehen.

Diese theologische Deutung der Sündenbefreiung greift der Hebräerbrief auf (2, 17; 5, 1-6; 9, 6-14). Jesus wird hier zum Hohenpriester, der sich als Botschafter Gottes in dessen Auftrag selbst für die Sünden der Menschen opfert. Zur Zeit Jesu gehörte das damals übliche Opferlamm elementar zum Pesachfest, wie es dann die Christen in Jesus Christus sahen (1. Kor 5, 7). Aus dieser Verbindung entwickeln sich dann viele Darstellungen in der christlichen Kunst und auch entspre- chende Sprachbilder. Der Hebräerbrief nennt auch andere Opfertiere, aber das Lamm setzt sich für die weiteren theo- logischen Betrachtungen durch (9, 12). Der Tod Jesu und das gleichzeitig statt- findende Pesachfest am Jerusalemer Tempel mit dem Schlachten des Opfer- lammes waren eine wesentliche Voraus- setzung dafür, dass sich die christliche



Stephansdom Wien

Theologie entwickeln konnte. Infolge der Gleichzeitigkeit sprang die Theologie des Pesachfestes auf das Osterfest über, wobei sie neue Ausprägungen erhielt. Wenn die Kreuzigung Jesus 14 Tage vor oder nach dem Pesachfest stattgefunden hätte, hätte sich auf jedem Fall eine andere christliche Theologie entwickelt, wenn sie sich überhaupt entwickelt hätte. Insofern ist das präzise Handeln Gottes hinter allen normal erscheinenden Begebenheiten die Grundlage für die Weiterentwicklung der jüdischen zur christlichen Theologie.

Der Tod des Opferlammes in Jesus Christus bedeutete nun nicht mehr nur die Befreiung von der Sünde eines Volkes, sondern die Befreiung aller Menschen von der Sünde, ganz gleich in welchem Zeitalter sie lebten oder noch leben werden. Mit diesem Paradigmenwechsel begann das universelle Denken des christlichen Glaubens, das dann auch die

Mission über die Grenzen Israels hinausbewegte (Apostelgeschichte 8, 26-40; 16, 9-15). Wobei auch der jüdische Glaube universelle Perspektiven hat, wenn Fremdlinge am Pesachfest vollwertig teilnehmen können (Numeri 9, 14), wenn man die Gültigkeit der Zehn Gebote betrachtet (Exodus 20, 10; Leviticus 19, 34f) oder wenn Jesaja seine Friedensvision für alle Völker entwickelt (Jesaja 2, 1-4). Ein weiterer Paradigmenwechsel vom Pesach- zum Osterfest war die Aufgabe des Opferkultes durch die Christen. In dem Opfer von Jesus Christus wurde das einmalige und universelle Handeln des barmherzigen Gottes gesehen. Damit waren alle weiteren religiösen Opfer hinfällig. Die Gerechtigkeit vor Gott erlangt der Mensch nicht durch religiöse Opfer oder Werke, sondern durch den Glauben (Römer 3, 28). Diese von Gott geschenkte Gerechtigkeit sollte Menschen zu einem aufopfernden Handeln und zu

guten Werken motivieren (Jakobus 2, 24). Die Reihenfolge ist in der neutestamentlichen und reformatorischen Theologie eindeutig. An erster Stelle steht das Handeln Gottes mit dem Angebot der Sündenvergebung, auf das der Mensch entsprechend antworten kann. Es wird die Theologie abgelehnt, dass sich der Mensch durch religiöse Werke selbst vor Gott gerecht machen kann.

In der neuen agendarischen Ordnung unserer Gottesdienste¹ steht nun der Friedensgruß vor der Ausspendung von Brot und Wein im Abendmahl zwischen Vater unser und Agnus dei bzw. direkt vor der Austeilung. Passt diese Stellung zu unserer protestantischen Theologie?

Das Argument für die Stellung des Friedensgrußes geht auf ein Wort Jesu aus der Bergpredigt zurück (Matthäus 5, 23f): „Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, dass dein Bruder etwas gegen dich hat, so lass dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und opfere deine Gabe.“

Nun wird dieser Gang zum Altar mit dem Gang zum Abendmahl gleichgesetzt und daraus gefolgert, dass es sinnvoll ist, sich vor dem Empfang des Abendmahls zu versöhnen und sich Frieden zu wünschen. Dahinter steckt auch die Vorstellung, dass das Abendmahl nicht nur die Sündenvergebung im Blick hat, sondern ebenso ein Stück dem himmlischen Mahl vorgreift, das den Glaubenden verheißt ist. Dort ist natürlich kein Platz für Sünder oder mit Schuld beladenen Menschen, denn dort versammeln sich die Erlösten. Dafür spricht auch das Gleichnis von der königlichen

Hochzeit, in dem derjenige ohne hochzeitliches Gewand herausgeschmissen wird (Matthäus 22, 1-13).

In dieser Gedankenfolge gibt es viele wichtige und richtige Aspekte, die aber so nicht zusammenpassen. Was ist eigentlich, wenn jemand den Friedensgruß erkennbar verweigert? Soll er dann vom Abendmahl ausgeschlossen werden?

Die von Jesus vorgestellte Episode geht auf jüdische Frömmigkeit zurück, durch eine Opfergabe Gott gnädig zu stimmen. Diese Kritik an der Opfergabe, ohne dass es dazu einen gottgemäßen Lebenswandel gibt, kann schon bei den Propheten nachgelesen werden (Jesaja 1, 10-20; Jeremia 8, 5-9). Für Christen hängt die Sündenvergebung aber nicht an einer Opfergabe, sondern an dem versöhnenden Handeln Gottes in Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi. Insofern kann diese Episode nicht einfach so auf das Abendmahl übertragen werden. Mit dem Vollzug des Abendmahls wird dem Glaubenden die Sündenvergebung geschenkt. Welchen Sinn hat dann der Friedensgruß vor der Austeilung von Brot und Wein, wenn nur friedliche Menschen an den Tisch des Herrn treten, die doch dann der Sündenvergebung nicht mehr bedürfen?

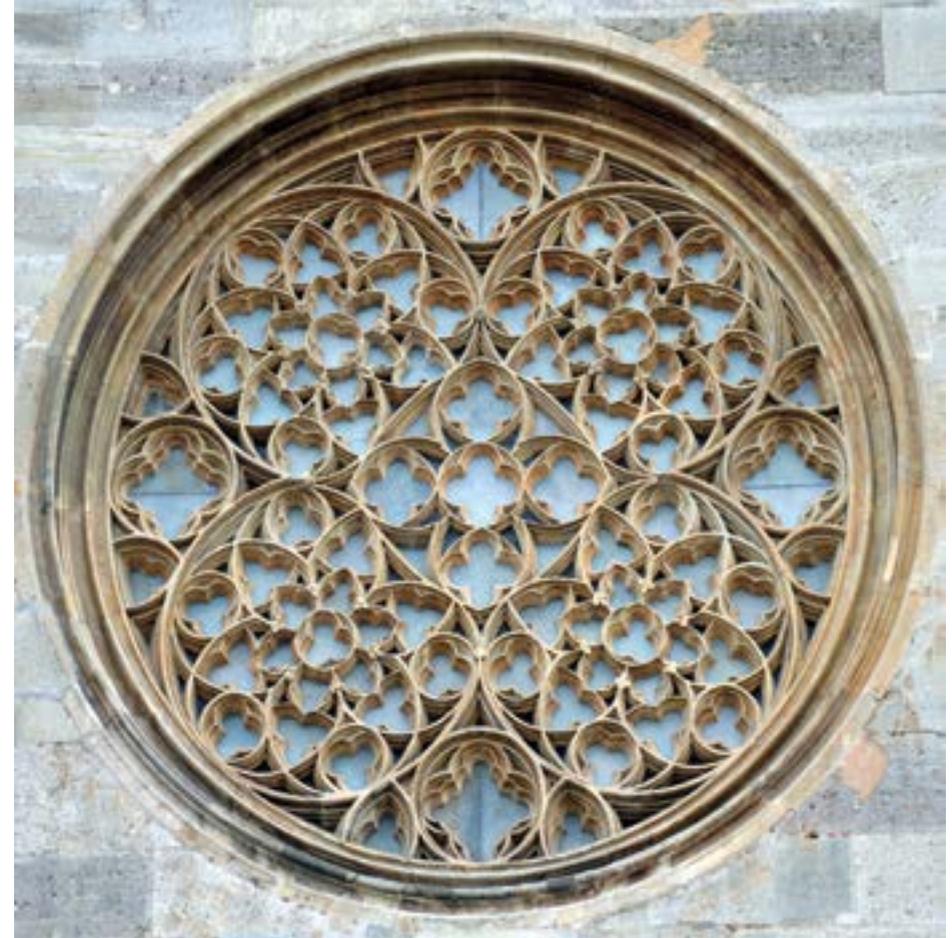
Wenn wir uns das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern anschauen (Matthäus 26,17-29), stellen wir fest: Es war eine illustre Runde, die sich von heutigen Abendmahlsgemeinschaften mit den verschiedensten Menschen kaum unterscheiden dürfte. Der eine der Jünger Jesu wird ihn verraten (Matthäus 26, 14-16. 47-50) und der andere verleugnen (Matthäus 26, 33-35. 69-75). Die Zulassung zu diesem Mahl verband Jesus keinesfalls

mit Vorleistungen. Im Gegenteil, er wusch seinen Jüngern die Füße (Johannes 13, 1-11). Das Handeln Jesu heiligte die Menschen, ohne dass die Teilnehmer dazu irgendwelche Voraussetzungen erbringen müssen oder eben auch können. Es kann für einen Menschen wichtig sein, vor dem Abendmahl mit seinem Mitmenschen versöhnende Worte auszutauschen. Ob dieses Vorhaben aber in einer spontanen Geste vor dem Abendmahl angemessen umgesetzt wird, kann hinterfragt werden, weil doch in solchen Fällen mehr Worte nötig sind. Manche Menschen erleben diese Friedensgeste auch als Zwang, weil sie mitunter hygienische Bedenken haben oder mit dem Nachbarn in den Bankreihen nichts anzufangen wissen, weil sie ihn nicht kennen. Anderen Menschen ist diese Friedensgeste vor dem Abendmahl äußerst wichtig. Da gibt es in den Gemeinden einfach ein unterschiedliches Erleben. Bei der Perspektive des Abendmahls über die Sündenvergebung hinaus das himmlische Mahl bei Gott in den Blick zu nehmen, ist zweifelsohne ein wichtiger Gesichtspunkt. In dem Gleichnis von der königlichen Hochzeit werden dann ausdrücklich Gute und Böse eingeladen. Es wird nicht verlangt, dass sich insbesondere die Bösen erst bessern müssen oder reinigen müssen. Allein ein hochzeitliches Gewand als Zeichen für ihre Glaubenshaltung reicht bei dem Matthäusevangelisten (11, 13) aus, dass sie dort sitzen bleiben dürfen. Beim Lukasevangelisten (14, 21) sind es die Armen, Verkrüppelten, Blinden und Lahmen. Es ist wiederum die Glaubenshaltung entscheidend, vom barmherzigen Gott Versöhnung und Heilung der Seele zu

erwarten. Mit dieser Erwartungshaltung dürfen wir voraussetzungslos zum Abendmahl kommen. Wodurch diese Glaubenshaltung erkennbar bleibt, ist durch Nichts konkret festgelegt. Diese Glaubenshaltung auf einen liturgischen Ritus zu begrenzen, dürfte auf jedem Fall unangemessen sein, was durch den jetzigen Gebrauch des Friedensgrußes so auch nicht beabsichtigt ist.

Der Drang des Menschen doch irgendwie etwas für seine Erlösung vor Gott zu tun, ist auch im Protestantismus ungebrochen. Es fällt gerade den aktiven Menschen schwer, sich einfach beschenken zu lassen, wenn man doch sonst für andere sorgt. Es gehört aber zu dem Geheimnis unseres Glaubens, das in dem Beschenken-Lassen der Gnade Gottes die Voraussetzung gesehen wird, menschlich kreativ zu handeln. Die biblisch-reformatorische Theologie legt auf diese Perspektive aus gutem Grund einen großen Wert, weil sie sonst fürchtet, Menschen verlassen sich vorzugsweise auf ihre Künste und nicht auf das versöhnende Handeln des barmherzigen Gottes.

Wenn wir uns wichtige Inhalte des Abendmahls, wie Sündenvergebung und das zukünftige Mahl am Tisch des Herrn, vergegenwärtigen, kann dem Friedensgruß in der Abendmahlsfeier ein besserer Platz zugewiesen werden. Nach dem Empfang des Abendmahls ist die Sündenvergebung vollzogen und die Menschen können sich befreit den Frieden wünschen. In der Regel wird das Abendmahl in großen Runden vor dem Altar gefeiert und mit einem (biblischen) Spruch beendet. In dieser Gemeinschaft kann jeder seinem Nachbarn oder, wenn



Stephansdom Wien

gewünscht, auch darüber hinaus den Frieden wünschen. Es stehen dann in der Regel, die Menschen nebeneinander, die sich kennen. Damit wird eine positive Wirkung des Abendmahls aufgezeigt und zugleich praktiziert, die sich dann im Alltag in vielfältiger Weise fortsetzen kann und sollte.

Diese Reihenfolge macht deutlich, welche befreiende Wirkung eben aus der Sündenvergebung erwächst. Das Abendmahl ist eben nicht Endpunkt einer religiösen Handlung, sondern der Ausgangspunkt für ein Handeln aus dem Glauben heraus. Der Friedensgruß an

diesem Platz erzählt auch etwas von dem Frieden, den unsere Glaubenshoffnung in der Gemeinschaft bei Gott erwartet und der uns herausfordert, diesen auch in die Welt hinauszutragen und in der Gegenwart zu gestalten.

¹ Evangelisches Gottesdienstbuch. Berlin 2000, 55. 144. 171 – vor der Austeilung; 47. 81f. 118 - zwischen Vater unser und Agnus dei; 127 - unerwähnt. Zum Friedensgruß selbst gibt es keine nennenswerte theologische Überlegung (25. 47. 55). Analog dazu: Evangelisches Gottesdienstbuch. Bielefeld 2022, 57. 146. 173 – 49. 83f. 120. – 129.

Was dem Schwarm nicht nützt, das nützt auch der einzelnen Biene nicht.
Marc Aurel



Die Form als Stütze meines gebrochenen Glaubens

von Fulbert Steffensky

Vortrag auf dem St. Anna Forum
am 24. Juni 2019

Zu glauben war nie leicht. Wer die offenen Augen und den hellen Verstand nicht verloren hat, weiß, dass es nicht selbstverständlich ist, an Gott und an die Güte des Lebens zu glauben. Wer versteht nicht den Satz von Dr. Rieux aus Camus' *Pest*, den er gegen den Jesuitenpater Paneloux wendet? „Ich werde mich bis in den Tod hineinweigern, die Schöpfung zu lieben, in der Kinder gemartert werden.“

Diese Untröstlichkeit von Dr. Rieux ist die Würde des ernsthaften Atheisten. Er kommt nicht darüber hinweg, was dem Leben angetan wurde. Er ist fähig, das Augenlicht der Blinden zu vermissen, den aufrechten Gang der Lahmen und die Sprache der Verstummten. Er lässt sich nicht trösten über allem, was dem Leben angetan wurde, und er weigert sich ein Ganzes zu nennen. An Gott glauben, heißt auch, an Gott leiden; leiden an seiner Dunkelheit und an seiner Unverstehbarkeit. Gott zu vermissen, gehört zu unserem erwachsenen Gottesglauben. Wo bleibt denn euer Gott? ist die Frage, auf der der Atheismus besteht, es ist auch die Frage der Psalmen. Mit dieser Frage auf den Lippen tragen auch die Glaubenden einen Schatten des Atheismus im Herzen.

Heute, in säkularen Zeiten, sind wir noch auf eine ganz andere Weise atheismusfähig geworden. In meiner Kindheit noch



waren fast alle religiös. Religion hatte eine selbstverständliche Praxis. Es gab meistens nur einen religiösen Entwurf, auf den man stieß, und Religion war eine öffentliche Angelegenheit. Man lebte unter dem Dach „abgeschlossener Weltstrukturen“ (Charles Taylor), geknechtet von ihnen und getröstet von ihnen. Diese Selbstverständlichkeiten sind zerbrochen, und der große Zweifel ist möglich. So brauche ich Zeugen für meinen hinkenden Glauben. Die Tradition ist das Zeugnis meiner toten Geschwister. Sie entlastet mich von meiner puren Existenzialität. Leon Wieseltier, der amerikanische Journalist und säkulare Jude, spricht nach dem Tod seines Vaters 11 Monate das Kaddisch, das jüdische Trauergebet und findet darüber zur seiner Tradition zurück. Er schreibt in seinem Buch *Kaddisch*:

Ich bin Zeuge. ... Er (der tote Vater) lehrte mich, hier zu sein, und hier bin ich. Es

sind die Toten, die für das Kaddisch für die Toten verantwortlich sind. Wenn ich der Zeuge bin, dann brauche ich nicht eloquent zu sein. Was für eine Entlastung!

Welche Entlastung! Ich muss nicht eloquent sein. Ich muss nicht einsamer Autor meines Glaubens sein. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich das Glaubensbekenntnis spreche, die Psalmen bete, die Lieder von Paul Gerhardt singe und in den Kirchen sitze, die sie gebaut haben. Meine eigene Authentizität reicht für meinen Glauben nicht, er ist zu schwer. Leicht ist er nur, wenn ich die Augen schließe vor den Abgründen des Lebens. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich ihre Sprache spreche und ihre Gesten wiederhole. Die Toten bezeugen meinen Glauben. Ich werde lebendig, indem ich in den Trost ihrer Texte schlüpfte. Nichts geht ohne mein Herz, das ist wahr, aber nichts geht allein mit dem eigenen Herzen. Nur wer glaubt, er müsse alles sein, verzweifelt an der Halbheit seines eigenen Glaubens und seiner Gebete. Das heißt in einer Tradition stehen, den Toten und den lebenden Geschwistern den Glauben von den Lippen zu lesen. Wir sind nicht nur auf unsere eigene Stärke angewiesen. Die Erinnerung bildet unsere Seele. Wir lernen unser Gewissen, und wir lernen wünschen, selber gut zum Leben zu sein. Die Toten wärmen uns mit den Mänteln ihrer Geschichten.

Eine Herkunft haben, heißt, dass man nicht an sich selber verhungern muss. Vor sechs Jahren ist der französische Essayist und Politiker Stefan Hessel gestorben, ein grosser alter Mann des Widerstands zu jeder seiner Zeiten. Wenige

Jahre vor seinem Tod hat er das kleine Buch mit dem Titel „Empört euch!“ geschrieben. Ein deutscher Journalist hat ihn gefragt, wie er im hohen Alter trotz aller Niederlagen die Hoffnung behalte. Er antwortete: „Sucht euch Zeugen des Lebens und der Schönheit! Hört Mozart, lest Hölderlin und Kant!“ In einem Fernsehfilm ist er zu sehen, wie er in einer ratternden Straßenbahn sitzt und ein Hölderlingedicht zitiert. „Bei so viel Schönheit kann man die Hoffnung nicht verlieren.“ sagt er. Auch Stefan Hessel hoffte mit der Hoffnung seiner Toten. So sind wir nicht allein in einer Welt, in der die Hoffnung ein knappes Gut ist.

Mir kommt es nicht allein darauf an, die Inhalte der Tradition für wahr und richtig zu halten. Wichtiger ist, ihre Schönheit zu lernen, die Schönheit der Bergpredigt, die Aufsässigkeit der Psalmen, der Charme der Musik und der Lieder. Die Schönheit einer Bach-Motette heilt. Sie lehrt uns lächeln - wer täte es nicht bei dem „Tobe Welt und springe“ aus seiner Motette „Jesu, meine Freude“? Sie lehrt uns weinen wie das „Wenn ich einmal sollt scheiden“. Sie lehrt uns Zartheit wie jenes weihnachtliche „Bricht an, du schönes Morgenlicht“. Die Schönheit und die Gnade sind leibliche Geschwister, und sie begegnen uns am dichtesten in den Liedern und in der Musik, sie sind die Muttersprache des Glaubens. „Schönheit ist das einzige Überredungsmittel“ heißt es bei Thornton Wilder. Und in einem Gedicht aus Cuba: Gestillt werden kann der Hunger nach Brot, Grenzenlos ist der Hunger nach Schönheit.

Wenn ich mich zur christlichen Tradition bekenne, bin ich Erbe. Ein Erbe schlägt man nicht leichtfertig aus, man muss es



allerdings deuten und es sich über den Wortlaut hindurch aneignen. Warum brauche ich dieses Erbe? Worin erbaut und tröstet es mich, und warum kann ich nicht ohne diese Erbschaft leben?

Ich bin nicht der Erste, der zu hoffen und zu glauben, zu denken und zu handeln versucht. In meinen eigenen Anfang sind hineingewoben die Sprache und die Bilder, die Niederlagen und das Gelingen, die Seufzer und der Jubel von vielen Generationen. Ich bin Erbe des Lebens meiner Toten. Das heißt in einer Tradition stehen.

„Ich platze vor Abstammung.“ ist ein Satz aus dem Buch von Leon Wieseltier. Er, der Freigeist, stößt auf den Trost seiner Tradition. Ich, der ich ein gebrannter Heutiger bin, frage nach dem Trost meiner Tradition. Für meine Generation war Tradition lange ein verfehmtes Wort. Wir

haben gegen das Diktat unserer Herkunft gekämpft. Gegen sie haben wir mit Schmerzen uns selbst erobert, das eigene Denken, die eigene Entscheidung, das eigene Glück. Wir haben gefragt: wie werden wir wir selbst, frei vom Bann unserer Herkunft? Wir haben es religiös, gesellschaftlich und politisch gefragt. Wer Väter und Mütter hat, kommt nicht darum herum, sich von ihnen zu befreien. Wir sind nicht am Ende dieser Arbeit, aber die Abwendung von unserer Herkunft ist nicht mehr die Hauptarbeit. Wir fragen in geistig kargen Zeiten: Mit wem können wir uns verbünden, von wem können wir lernen und was kann uns trösten? Es genügt nicht Autoren unserer selbst zu sein. Darum fangen wir an, die Toten und ihre Weisheit neu zu suchen. Dabei stoßen wie zunächst auf die Fremdheit der alten Texte und ihrer Weltansicht. Die Fremdheit ist das erste Geschenk der Tradition. Ihre Fremdheit ist meine Freiheit. Meine Sprache und meine religiösen Bilder sind es nicht, die ich in der Tradition finde. Ich brauche die Fremdheit und die Geschichten aus der Fremde um mich selbst zu verstehen. Ich weiß nicht, wer ich bin, wenn ich mir nur selbst begegne, mich nur selbst bespiegeln und in meinem Ich versiegeln bin. Ich lerne an den fremden Texten mein eigenes Gesicht. Eine Tradition kennen und sie lieben, heißt vor ihr Rechenschaft ablegen über sich selbst. Es ist eine Form der Freiheit, mehr zur Kenntnis zu nehmen als sich selbst.

Lebensrettende Formen: Unentbehrlich für den wankenden Glauben sind also die fremden Stimmen. Die zweite Notwendigkeit: Die Inszenierung des Glaubens in Gesten, Ritualen, Rhythmen

und Sitten. Ich beginne mit Beispielen. Anfang der 70er Jahre war ich in einem evangelischen Predigerseminar länger zu Gast. Die abendliche Vesper war bis dahin eine selbstverständliche Einrichtung, eine unbefragte Sitte. Sie lief nach einer festen Liturgie ab: Lied – Psalm – biblischer Text – Gebet – Lied.

Dann aber wankte diese Institution. Die Regelmäßigkeit dieser Einrichtung und ihres Verlaufs ging den Vikarinnen und Vikaren auf die Nerven, sie vermissten in den Gebeten den Bezug zur realen Welt und ihren Schmerzen. Sie fanden sich in den Texten nicht wieder, und sie waren gelangweilt. Sie wollten die Vesper nicht abschaffen, sie wollten sie interessant und lebensnah machen. Sie gaben den ritualisierten Ablauf auf und versuchten, jeden Abend eine kreative, spontan auf die Tagesereignisse bezogene Veranstaltung.

Dies ist ein Beispiel einer ungekonnten Freiheit aus jenen Jahren und eines notwendigen Aufstands gegen die verhängten religiösen Welten, unter denen viele litten. Auch die Freiheit muss man lernen. Es war den jungen Leuten schwer gemacht, Subjekte ihrer eigenen religiösen Äußerung zu sein. Sie wollten nicht Marionetten ihrer religiösen Tradition sein, sondern authentisch in Sprache und Expression. Sie haben ihre Traditionen nicht abgelegt, aber sie wollten ihre eigene Sprache sprechen. Das war ihr Recht. Wer genau lebt, denkt, und sich religiös ausdrückt, wie es seine Väter und Mütter getan haben, lebt nicht im Geist dieser Tradition. So gehören Bruch, Befragung, Verwandlung oder gar Aufkündigung der alten religiösen Inszenierungen und ihre Verwandlung zum Kern eines lebendigen

Lebens. Natürlich war das Aufbegehren der jungen Leute holprig und oft unbeachtlich. Aber wer neue Wahrheiten wagt, kommt ohne Irrtümer nicht aus. Wer Irrtümer nicht in Kauf nimmt, ist nicht wahrheitsfähig.

Was würde ich diesen jungen Spontis sagen? Ich würde zunächst ihren Freiheitsdurst loben, sie aber warnen vor der Mühsal der Selbsterschaffung. Der Glaube ist leichter, wenn er sich nicht dauernd selbst beweisen muss – durch die eigenen Formen, die eigene Sprache und das selbsterfundene Ritual. Ich muss nicht Autor meiner selbst sein, wenn ich die Freiheit habe, Autor meiner selbst zu sein. Um die Freiheit der eigenen Autorschaft haben die 68er gekämpft. Vielleicht konnten sie den Trost noch nicht annehmen, nicht nur sie selbst zu sein, sondern sich in Formen und Sitten zu bergen, die sie nicht selbst ersonnen haben. Die Wahrheit und die Einsicht gehen eben langsame Wege. Die Reformer von damals wollten in ihren kulturellen und religiösen Äußerungen zuhause sein. Natürlich muss man an sie eine Frage stellen: Warum wollt ihr unbedingt nur zuhause sein in euren eigenen Gebetsformen, Gottesdiensten und Ideen? Es ist doch ein Reichtum, auch Gast sein zu können in der Fremde der Formen und Gedanken der Tradition, der Reichtum und die Freiheit, nicht ganz dazuzugehören. Wer sich selber nur Heimat ist, dem ist die Heimat ein Kerker. (Ich möchte aber die Reformatoren der 60er Jahre mit ihrer Forderung, Autoren im eigenen Glauben zu sein, unterscheiden von den rasenden Subjektivisten, die ihnen auf dem Fuß folgten und die nichts anderes billigten als sich selbst.)



Wo man in religiösen Feiern die Formen und Einrichtungen grundsätzlich gering schätzt, da geraten die liturgischen Ereignisse unter Subjektivitätszwang. Die agendarischen Vorlagen verlieren ihr Gewicht, liturgische Grundgesten der Gottesdienste (Abendmahlsworte, Segen etc.) werden umformuliert, weggelassen oder frei formuliert. Solche Gottesdienste sind zunächst eine Überbürdung der liturgischen Personen. Wo das liturgische Schema, der absehbare Ablauf, die geprägte Sprache und die liturgischen Sitten nur noch eine geringe Rolle spielen, da verlangt jeder Gottesdienst eine umfangreiche Vorbereitung. Neue Gebete werden formuliert und neue Abläufe müssen ersonnen werden. Man kann sich in nichts fallen lassen und auf nichts berufen und ist ständig gezwungen, Autor zu sein. Das ist ein Nachteil für die geistliche Konstitution der Pfarrer und Pfarrfrauen. Sie sind bei ihren liturgischen Handlungen ständig ihre eigenen Zeremonienmeister. Der Zeremoniar kann nicht fromm sein, weil er seinen eigenen Handlungen immer voraus sein muss. Nichts geht von selbst, sozusagen geborgen in der Automatik der vorgegebenen Abläufe. Man ist sich selbst und den liturgischen Verläufen immer einen Schritt voraus, und es ist schwer, im Augenblick geistig anwesend zu sein. Dieser Subjektivitätszwang ist aber auch zu viel für die feiernde und betende Gemeinde. Sie muss immer wach, aktiv und aufmerksam sein. Gewohnte Abläufe dämpfen die Bewusstheit. Diese ist zwar die Signatur des freien Subjekts, aber es gibt Situationen, in denen man sich und seine Welt in der gläsernen Selbstbewusstheit verlieren kann. Es muss Orte

geben, an denen man nicht überwacht ist und sich selber nicht zuschaut. In allen Momenten personaler Intensität ist man am meisten anwesend, wenn man sich vergisst. Ich darf nicht zuschauen, wenn ich jemanden küsse. Ich darf mir nicht zuschauen, wenn ich bete oder einen Sonnenuntergang betrachte. Es gibt Situationen, in denen die Selbstbewusstheit nicht intensiviert, sondern zerstört. Die gefügte Form, die Formel, das Ritual retten vor der Überbewusstheit, sie wiegen uns ein in den Geist der Sache. Wenn der Pfarrer und die Pfarrfrauen jeden Sonntag mit einer frischen Segensformel kommt; wenn er die Formel durch seine eigene elaborierte Sprache ersetzt, dann kommt jene produktive Bewusstlosigkeit nicht zustande. Dann muss die Gemeinde zu gespannt, zu aufmerksam und zu aktiv sein, und so geht die Kraft der Passivität verloren.

Warum ist die Formel wichtig? Die Formel negiert und erübrigt den Verstand und den Glauben des Subjekts nicht, aber sie übersteigt ihn. Die Formel wie der aaronitische Segen, der den Gottesdienst beschließt, ist nicht meine ausschließliche Sprache, sie ist Kirchensprache, d.h. sie ist die Sprache aller toten und lebenden Geschwister. Ihr Glaube trägt sie, nicht der kümmerliche Glaube eines einzelnen Subjekts. Sich in die Formel flüchten heißt, sich und der eigenen Kargheit entkommen. Wer eine Formel hat, wird mehr als er werden kann. Natürlich kann dies nur gesagt werden, wenn man die eigene Sprache erobert hat und wenn man gelernt hat, Formeln zu zerbrechen. Es muss Stellen im Leben geben, an denen man von sich selber entlastet ist. Es muss Stellen geben, an



denen man der eigenen Innerlichkeit gemüde sein und sich flüchten darf in die Gnade des Allgemeinen. Und noch ein Lob der Formel: sie erlaubt mir das halbe Herz, wo das ganze noch nicht zu haben ist. Eine der wärmsten Erinnerungen aus meiner Kindheit ist ein Segensgestus meiner Mutter. Wenn wir morgens zur Schule gingen, hat sie

uns ein Kreuzzeichen auf die Stirn gemacht, nicht mit großer Ergriffenheit, eher beiläufig, wie sie uns die Brote für die Schule mitgab. Aber ganz beiläufig gab sie uns die Brote nicht. Sie machte uns das Kreuzzeichen mit halbem Herzen, mit halber Aufmerksamkeit, mit halber Intensität. Das halbe Herz aber heißt nicht Halbherzigkeit. Was man re-



regelmäßig und oft tut, tut man nicht jedes Mal in existentieller Ergriffenheit, man tut es mit halber Ganzheit. Wenn aber eines von uns Kindern krank war oder für lange aus dem Haus ging und unsere Mutter segnete uns, dann war sie eine wirkliche Künstlerin, und ihr ganzes Herz lag in ihrer Geste. Dies aber konnte sie nur, weil sie lange die große Geste geübt hatte. Ihre tägliche Geste war ein Mittelding zwischen Übung und Ernstfall. Der Ernstfall aber kann nur bewältigt werden, wenn man lange geübt hat. Man kann sich, seine Gesten und seine

Sprache im Ernstfall nicht erfinden, wie man nicht schwimmen lernen kann, wenn man am Ertrinken ist. Die meisten religiösen Gesten, die man täglich oder doch regelmäßig versucht, gelingen uns nur halb – der Psalm, den man täglich betet, die Losungen, die man am Morgen liest; das Tischgebet oder der regelmäßige Gottesdienst. Man singt, betet, und bekreuzigt sich mit halber Intensität. Man muss es lernen, mit dieser Halbheit einverstanden zu sein. Nur so gelingt die Ganzheit, die man in den Stunden der Not und des Glücks braucht.



Ich erinnere mich daran, wie in unserer Familie das Tischgebet für einige Zeit zum Erliegen kam. Als unserer Kinder älter und aufmüpfiger wurden, fingen sie an, unser Tischgebet zu kritisieren. „Ihr betet immer das Gleiche!“, sagten sie. „Denkt ihr euch eigentlich etwas dabei?“ Und sie beschlossen das Tischgebet selber in die Hand zu nehmen. Vor der dünnsten Suppe gab es die reichhaltigsten Gebete frisch aus der Hausbäckerei. Dies aber konnte niemand durchhalten, und so ermatteten wir an unserer eigenen Ernsthaftigkeit. Man muss die eigenen religiösen Versuche auch mit Humor betrachten können. Man muss es lernen, das eigene halbe Herz auszuhalten, wenn das ganze noch nicht zu haben ist.

Es gibt ein bürgerlich-protestantisches Missverständnis, nämlich die Annahme, alles Lernen sei intellektuelles Lernen und alle Lebensfortschritte geschähen allein durch Sprache und Bewusstheit. Das hat unsere Gottesdienste so verkopft gemacht, und wir haben Kirchen gebaut, die vor allem Lehrhäuser waren. Diese Annahme hat die Predigt so übermäßig bedeutungsvoll und die Gebete wortreich werden lassen. Das hat die Gottesdienste so pfarrerdominiert gemacht. Sie waren ja in den Gottesdiensten die Herren der Wörter. Wir hatten vergessen, dass Gottesdienste nicht nur Lernorte sind, und wir haben vergessen, dass Lernen nicht nur über Sprache und Argumente geht. Den Glauben lernen wir nicht nur über Lehren und Worte, wir lernen ihn auch über Aufführungen, über Inszenierungen und Darstellungen. Dies gilt übrigens nicht nur für Kinder, die noch wenig der Worte und der Argu-

mente fähig sind. Es gilt ebenso für Erwachsene. Das soll keine Diskreditierung der Sprache sein. Die ungedeutete Inszenierung, jede Verachtung des Wortes könnte zu einem schwammigen und individualistischen Glauben verkommen. Ich spreche nicht gegen das Wort und die werthafte Verkündigung. Ich spreche gegen die Ausschließlichkeit der Sprache und ihre ungebührliche Vorrangstellung in unseren Gottesdiensten und im geistlichen Leben.

Natürlich möchte ich Herz, Gewissen nicht diskreditieren als die Stätten menschlicher Entscheidung. Aber nicht nur was von innen kommt verunreinigt den Menschen oder erbaut ihn; auch was von außen kommt erbaut oder trübt ihn. Der Mensch spielt sich nicht nur in seinem Inneren ab. Er ist auch Leib, und seine Seele tritt als Form, Figur und Geste nach außen. Sie spielt sich außen ab. Äußerlichkeit werfen idealistische Protestanten oft den Katholiken vor, und sie verkennen, dass das Äußere die gestaltete Seele ist. Wir glauben, beten und hoffen nicht nur mit unseren Herzen. Wir glauben auch mit unseren Lippen. Und manchmal ist der Glaube der Lippen stärker als der Glaube des Herzens. Gottseidank sind wir nicht nur Herz. Wir sind auch Lippen. Wir glauben, indem wir uns bezeichnen. Wir glauben, indem wir einen Ort aufsuchen, der verschieden ist von allen anderen Orten. Wir lesen den Glauben vom gestalteten Raum in unser Herz hinein – vom Altar, von den Bögen, von den bezeichneten Schwellen, von den Fenstern, vom Kreuz und von der Ikonostase. Wir brauchen uns nicht in der Kargheit unserer eigenen inneren Existenz zu erschöpfen. Bürgerlich-

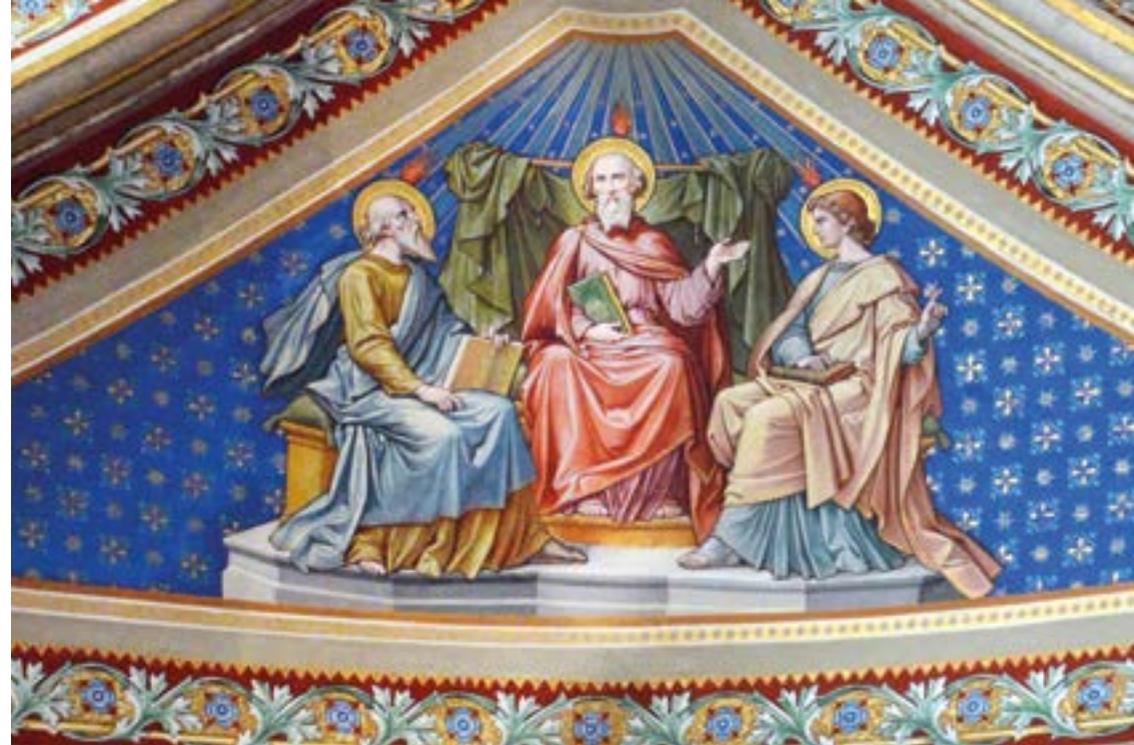


protestantische Traditionen verlegen alles Wesentliche des Menschen in sein Inneres, in sein Herz, in sein Gewissen, in seine Seele, eben in die Verborgeneheit. Alles Äußere steht unter dem Verdacht, Äußerlichkeit zu sein, Unwesentliches oder gar Abfall und Verderben. Jede äußere Religiosität steht unter dem Verdacht, Verrat an der Innerlichkeit zu sein.

Es geht nicht darum, sich selber wieder los zu werden, das eigene Gewissen, die eigene Sprache und das eigene Herz zu verlieren an bannende Orte, Zeiten, Institutionen und heilige Mechanismen. Es geht nicht darum, weniger zu werden, als man ist. Es geht darum mehr zu werden, als man von sich aus sein kann. Und so sucht man sich verbündete für die Seele: die „Äußerlichkeiten“ der Räume, der Rhythmen, der Bauten, der Formeln, der Gesten und Rituale. Es ist eine Flucht in die Fremde, die uns mehr werden lässt, als wir sind, nicht weniger. Man baut sich von außen nach innen. Ich nenne ein Beispiel für einen bezeichneten Ort, der an unserer Innerlichkeit baut. In der Nähe unseres Institutes in Hamburg stand die alte Synagoge. Sie wurde 1938 zerstört und dem Erdboden gleich gemacht, als ich nach Hamburg kam, war dieser Ort ein Parkplatz, und ich wusste nicht, was an dieser Stelle Menschen gelitten und gehofft hatten. Vor etwa 20 Jahren wurde der Grundriss der Synagoge als Mosaik in den Boden eingelassen. Ich ging während meiner Dienstzeit fast täglich hier vorbei, und fast täglich redete dieser Ort zu mir. Er baut an meiner Innerlichkeit und an meinem Gedächtnis. Ich war nicht mehr allein angewiesen auf die

Kraft meines Herzens. Die bezeichnete Stelle baute an meinem Herzen. Die Inszenierungen des Ungeistes: Der Geist will Form werden, der Ungeist auch. Die Zeiten großartigster Inszenierungen und Formen sind meistens Situationen des Verrates des Geistes. Ich denke an die Nazizeit, an die Uniformen, Orden, Musiken, Aufmärsche, Lichtdome, Reichsparteitage, die vermusikalisierte Sprache, den Totenkult. Die Nazis haben früh erkannt, dass ihre Idee verblasst, wo sie das Licht der Öffentlichkeit scheut und reiner Gedanke bleibt. Eine Idee wird in ihrer Inszenierung nicht nur dargestellt, sie wird hergestellt, indem sie aufgeführt wird. Nur relativ wenige Menschen während der Nazizeit in Deutschland kannten die Systematik des nationalsozialistischen Ideenwerks genau. Überzeugt wurden sie nicht durch die Idee, sondern durch die Aufführung der Idee. Der Glaube wurde geschaffen durch seine Inszenierung. Die Szene erschuf den (Un)Geist. Es gilt – im Guten wie im Bösen – das Gesetz: Es gibt keine Präsenz ohne Präsentation. Man wird auch der, als der man sich zeigt und inszeniert. Darum braucht man zwei Künste: die Kunst Bilder und Inszenierungen zu entwerfen, und die Kunst, Bilder zu stürzen. „Das Bild lehrt lügen“ sagt der Prophet Habakuk. Zeiten der Aufklärung und Zeiten religiöser Intensität sind bilderstürmerisch, ruinieren und desakralisieren Landschaften, die als heilig und unantastbar gelten. Ich denke an die Propheten, an die Zeit Jesu, an die verschiedenen Reformationen und nicht zuletzt an den Bildersturm der Achtundsechziger.

Votivkirche Wien



Es gibt historische Stunden, in denen der Fortschritt der Wahrheit nicht ohne Ruin des Alten möglich ist. Das lehrt uns das Bilderverbot, das uns durch die jüdische Tradition überliefert ist. Ich frage bei allen überlieferten Formen, Ritualen, Inszenierungen und Bräuchen: Sind dabei Denken und Lachen erlaubt? Denken: Erlauben die Formen, geprüft zu werden durch den kritischen Verstand oder sind sie selbst über alle Prüfungen erhaben. Lachen: sind die Formen martialisch ernst, oder enthalten sie Elemente des Spiels lassen sie z.B. Veränderungen zu. Bei den Nazi-Inszenierungen durfte man weder denken noch lachen, bei manchen kirchlichen Inszenierungen ebenfalls nicht. Keine Hoffnung ohne Bilder, aber es gibt auch keine Lüge, die ungebildet

daherkäme. Ich lese einige Zeile aus dem großen Lied gegen die Verführung, das wir im AT finden:

Macht euch kein Bildnis!

Hebe deine Augen nicht auf zum Himmel, dass du die Sonne siehst, den Mond und die Sterne!

Lass dich nicht verführen, sie anzubeten und ihnen zu dienen.

Es ist ein großer Freiheitstext der Weltgeschichte. Wir brauchen ihn heute, in der Zeit der Übermacht der Bilder. Es könnte sich ein Menschentyp herausbilden, der nicht mehr auf Argumente hören kann und der nur noch durch Bilder und Inszenierungen zu gewinnen und zu überzeugen ist. Darum das Lob der Kargheit und das Misstrauen gegen die Augenschönheiten.

Serie:

Pfarrer im Ruhestand

Christian Mendt (69) lebt mit seiner Frau Gabriele (64) in Radebeul. Sie freuen sich über 5 Kinder und 6 Enkelkinder.

Seit drei Jahren ist Christian Mendt im Ruhestand. Der berufliche Weg führte den gelernten Elektromonteur für Starkstromanlagen in die erste Pfarrstelle nach Glauchau. Dort gab es Aufbauarbeit zu leisten. Von sich selbst sagt er, eher ein Generalist zu sein und verschiedene Menschen und unterschiedliche Aufgabenfelder zusammenzubringen. Anfangen ist für ihn leichter als Aufhören. Für die beginnende Friedliche Revolution konnte die Luthergemeinde in der Unterstadt entscheidende Impulse setzen. Nach 1989 nutzte sie neue Chancen, um eine christliche Kindertagesstätte aufzubauen, in Kooperation mit dem ehemaligen Wehrkreiskommando einen Zivildienst einzurichten, ABM-Stellen zu schaffen und Gemeinde zu bauen. Eine schöne Zeit. Er erzählt von fünf unterschiedlichen Krippenspielen am Heiligen Abend mit Kindergartenkindern, Menschen mit Behinderungen, Erwachsenen, Junge Gemeinde und auch Christenlehrekindern zu entwickeln und einzuüben in einem säkularen Umfeld. Nach 10 Jahren bat ihn die Landeskirche, sich für den Dienst als Rektor der Diakonissenanstalt in Dresden für 6 Jahre zu bewerben. Nicht einfach und ganz anders als im Pfarramt. Gesundheitsreform, Fragen der Ökonomie und die



Christian Mendt

Elbeflut 2002 waren schwere Aufgaben für alle Mitarbeiter, für den Träger und die geistlichen Gemeinschaften inklusive Diakonissenschwesternschaft. Er erlebte, „wie Glaube Berge versetzen kann“. Danach übernahm er eine Pfarrstelle in Radebeul mit einem halben Dienstauftrag im Elblandklinikum als Krankenhausseelsorger. Dort konnte Christian Mendt beim Aufbau einer Ethikkommission mitwirken und die „Grünen Damen“ initiieren. Nach 10 Jahren bat man ihn, sich um den Dienst als Polizeiseelsorger und Koordinator für Notfallseelsorge im Raum der Kirche zu bewerben. Sieben Jahre war er Polizeiseelsorger in Dresden und Sachsen. Er arbeitete ehrenamtlich in anfangs zwei, dann hauptsächlich nur noch im Dresdner Team mit. Noch heute gibt er aus diesem Auftrag heraus im geringen Umfang berufsethischen Unterricht für Zollvollzugsbeamte, die für spezielle Einsätze ausgebildet werden, bei denen sie für Nothilfe und Notwehr eine Waffe tragen müssen. Der aktive Ruheständler liebt den Umgang mit Menschen. Greifbar wird diese Leidenschaft in einem Gesprächskreis rund um die Bibel und einer sich monatlich treffenden Gruppe junger Senior*innen in der Kirchengemeinde.

In jüngeren Jahren hat er viel Gitarre gespielt. Heute erfüllt sich seinen Traum, Jazzpiano zu lernen und nimmt dafür Unterricht bei seinem Neffen. Vor 3 Jahren

wurde bei ihm die Parkinson-Krankheit diagnostiziert. Mit diesem fremden Gast umzugehen, meint er, braucht viel Zeit. Dennoch findet er Zeit für gemeinsame Unternehmungen mit seiner Frau Gabriele. Kinder und Enkel kommen gern zu Besuch. Er geht gelegentlich mit einem Freund in die Natur zum „Bird-Watching“. Er hält Gottesdienste im Rahmen der Zehntgemeinschaft, besucht hin und wieder das „Schwarze Kaffee“ in Dresden und bleibt ein politischer Mensch. Er engagiert sich im Bürgerforum in Radebeul und im Couragepreisverein. Er wurde als parteiloser Kandidat für die Grünen in den Stadtrat gewählt.

Was hat ihn im Leben getragen, welche Gedanken, welche Weisheit gibt er gerne an die nächste Generation weiter? Spontan antwortet Christian Mendt: „Du kannst nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“ – Cesare Pavese, ein italienischer Schriftsteller, sagt: „Es ist schön zu leben, weil Leben anfangen heißt, immer in jedem Augenblick!“ (GS)



Christian und Gabriele Mendt



Erntedankgottesdienst

Serie:

PfarrerIn im Ruhestand

Elke Wöllner (73) lebt in Dresden-Weißer Hirsch. Sie ist dankbar für ihre drei Kinder und zwei Enkelkinder.

Im Ruhestand ist Pfarrerin Wöllner seit 8 Jahren. Der berufliche Weg führte die gelernte Krankenschwester über Pfarrstellen in der Ephorie Glauchau und Dresden-Trachau. Danach trat sie den theologischen Dienst bei der Kirchlichen Frauenarbeit an. Im Anschluss arbeitete sie im Referat Gemeindeaufbau im Landeskirchenamt und schließlich 15 Jahre als Klinikseelsorgerin im Städtischen Klinikum Dresden-Neustadt mit drei Standorten und am katholischen Marienkrankenhaus. Die beruflichen Erfahrungen als Krankenschwester ermöglichten ihr von Beginn an einen selbstverständlichen Umgang mit den Mitarbeitenden im Krankenhaus. In dieser Zeit bildete sich Elke Wöllner als Supervisorin weiter und übernimmt bis heute in kleinerem Umfang Einzelsitzungen.

Sie liebt die enge Verbindung zu den Kindern und Enkelkindern. Der älteste Sohn Stephan lebt mit seiner Familie in Dänemark, wo sich im Sommer 2024 die ganze Familie mit allen Kindern und Enkelkindern in einem Ferienhaus zu einer Woche Urlaub getroffen hat. Mit Enkelin Hanna unternahm sie im Frühsommer 2024 eine Studienreise „Auf jüdischen Spuren“ in die Stadt Wien. Elke Wöllner ist Mitglied im „Freundeskreis Dresdner



Auf dem Balkon

Synagoge e.V.“. Ihre Freundschaft zum Judentum hat eine lange Geschichte. Sohn Clemens arbeitete mit Aktion Sühnezeichen ein Jahr in einem Pflegeheim in Tel Aviv. Dort lernte sie bei zwei längeren Besuchen Edna, die Leiterin des Pflegeheims, kennen. Mit ihr verbindet sie seit dieser Zeit eine enge Freundschaft. Mit regelmäßigen Telefonaten nimmt sie Anteil an der aktuellen Situation der Juden in Israel.

Tochter Judith lebt mit Ihrem Freund in Dohna und arbeitet auf dem Gut Gämisch in einer Werkstatt für psychisch erkrankte Menschen. Im Verein „Gut Gämisch“ ist Elke Wöllner auch Mitglied und besucht gerne mit ihrer Tochter die Frühjahrs- und Herbstfeste auf dem Hof.

An freien Tagen erholt sie sich bei ausgiebigen Spaziergängen im nahen Wald-

gebiet. Wöchentlich trifft sie sich beim Sport mit einer langjährigen Gruppe, die ein ehemaliger Arzt aus dem Klinikum leitet. Im Sommer organisiert sie für die Sportgruppe eine Abendwanderung ins Biotop des Schönfelder Hochlands. Mit einer Frauengruppe gibt es monatliche Treffen zu Gesprächen aus dem gesellschaftlichen, persönlichen und religiösen Bereich. Für Beerdigungen übernimmt sie in der Kirchengemeinde Vertretungsdienste. Dort hat sie auch im September 2024 die Leitung eines Besuchskreises übernommen. Besucht werden ältere Menschen zum Geburtstag ab dem 75. Lebensjahr und junge Familien, in denen ein Kind geboren wurde.

Elke Wöllner ist eine sehr engagierte Frau. Zu Hause liest sie u.a. gerne Bücher ihrer beiden Lieblingsautorinnen Juli Zeh und Dörte Hansen, die sich in ihren Werken mit gesellschaftlichen Themen beschäftigen. Mit großen, selbst gemalten Bildern hat sie die Wände des Wohnzimmers gestaltet.

Von der Großmutter aus Böhmen, die infolge der Vertreibung allen Besitz verloren hatte, stammt ein wichtiger Gedanke, den sie auch an ihre Kinder weitergegeben hat: „Was du gelernt hast, kannst du nicht verlieren.“ Persönlich ist sie offen und neugierig geblieben dem Leben und Veränderungen gegenüber. Bis heute lebt Elke Wöllner mit dem Gefühl, dass es noch Überraschungen im Leben geben wird! (GS)

Was Du erhältst, nimm ohne Stolz an!
Was Du verlierst, gib ohne Trauer auf!
Marc Aurel



Unter dem selbstgemalten Bild



Wiesenthalmuseum Wien



Mit Enkelin Hannah in Wien



Lesenswert

Martin Breul und Julian Tappen
„Von Teekannen, Gott und Gänseblümchen“
Herder-Verlag 2023,
336 S., 25 €

Wer an praktischen Beispielen und kleinen Geschichten zur Diskussion theologisch-systematischer Themen interessiert ist, wird im Buch eine Fundgrube dazu finden. In drei Teilen bieten die Autoren einen Überblick zu wichtigen Themen der Systematischen Theologie. Mit lebensnahen wie auch originellen Beispielen, laden sie zu Theologischen Gedankenexperimenten ein:

- Gedankenexperimente zu Gott und wie man ihn beweisen kann (Questio Religiosa).
- Gedankenexperimente zum Verhältnis Welt und Gott (Questio Christiana)
- Gedankenexperimente zu Religion, Kirche und Gesellschaft (Questio Catholica)

An Ende des Buches findet der/die Leser*in Hinweise zum Gebrauch der Texte. In 15 thematisch und tabellarisch gegliederten Einheiten gibt es einen Vorschlag, um die Themenvielfalt der systematischen Theologie in der Arbeit mit Gruppen oder im Unterricht zu nutzen. Für die Jahrgänge der Oberstufe, im Religionsunterricht und der Erwachsenenbildung und sind die verwendeten Erzählbeispiele gut geeignet, um grundsätzliche Fragen des christlichen Glaubens einzuführen und in der Diskussion zu vertiefen. Pfarrer*innen und andere theologisch interessierte Mitarbeiter*innen in der Gemeindearbeit können mit

dem gut strukturierten Buch ihr theologisches Wissen auffrischen und „frischen Wind“ in den beruflichen Alltag bringen. Ein Beispiel sei hier exemplarisch genannt: *Wäre eine Welt ohne Religion besser?*

„Stellen Sie sich vor, es gäbe keine Religion: Was würde sich ändern? Versuchen Sie zunächst konsequent zu denken: Wäre das Landschaftsbild der Gegend, in der Sie leben, anderes? Hätte Ihr Leben einen anderen Rhythmus? Würden sich moralische Urteile verschieben? Oder würde sich gar die Art und Weise Ihrer Lebensführung wandeln, wenn Sie nicht religiös wären? Oder, wenn Sie nicht religiös sind: Würden sich ihre Beziehungen zu religiösen Freund*innen ändern? Wie würde sich die politische Landschaft verändern – zum Positiven wie zum Negativen? Gäbe es vielleicht auch Aspekte, die die Welt besser machen würden, wenn es keine Religionen gäbe?“ (S. 308)

Zum o.g. Beispiel werden aktuelle Diskussionen ergänzt. Ebenso wird ein Einblick in die Geschichte und in die Philosophie gegeben.

Viele weitere Gedankenexperimente stellen sich Fragen, wie z.B.: Welche Religion ist die Wahre? Chips und Cola statt Brot und Wein? Ist das Leid in der Welt ein Preis der Freiheit? Was sind gute Gründe, um zu vertrauen?

Dr. phil. Dr. theol. Martin Breul, geb. 1986, ist Vertreter der Professur für Katholische Theologie mit Schwerpunkt Systematische Theologie an der TU Dortmund.

Dr. theol. Julian Tappen, geb. 1988, Akademischer Rat a.Z. am Lehrstuhl für Fundamentalthologie der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen (GS)

Lesenswert

Fabian F. Grassi, Harald Seubert, Daniel von Wachter (Hrsg.)
„Ist Theologie eine Wissenschaft“, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2022, 190 S., 48 €

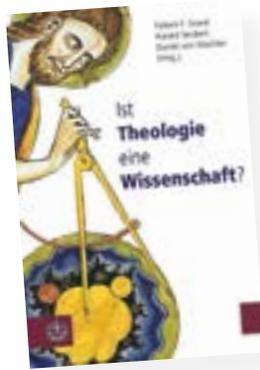
Der Wissenschaftscharakter der Theologie ist bei sinkenden Studierendenzahlen und abnehmender Bedeutung in gesellschaftlichen Kontext an den Universitäten immer einmal wieder im Gespräch. Unterschiedliche Zugangswege zum Gemeindepfarramt, teils mit geringerer theologischer Qualifikation, sind angedacht und werden schon umgesetzt. Diese Entwicklung berührt nicht nur die akademischen Theolog*innen, sondern auch die Pfarrer*innen in den Gemeinden existentiell. Der vorliegende Band geht auf ein Colloquium an der an der Staatsunabhängigen Theologischen Hochschule Basel im September 2019 zurück. Beiträge von Ingolf U. Dalferth, Benedikt P. Göcke, Fabian F. Grassl, Dominikus Kraschl, Christoph Mocker, Holm Tetens, Harald Seubert und Daniel von Wachter untersuchen in je unterschiedlichen Herangehensweisen wichtige Grundfragen im Gespräch zwischen Philosophie, Erkenntnistheorie und theologischen Selbstverständnis.

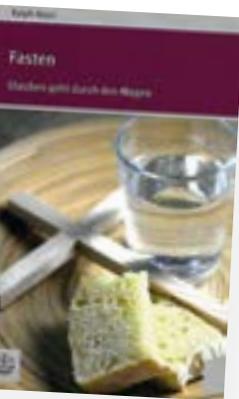
Die Leser*in kann dabei in einen inneren Dialog zwischen den Erkenntnissen ihrer theologischen Ausbildung, den praktischen Erfahrungen der Gemeindearbeit und der Relevanz philosophischer Gedankengänge den eigenen Horizont erweitern. Gleich zu Beginn des Buches bestimmt Sven Grosse in sieben kurzen Thesen das Verhältnis von Theologie und Philosophie. Die Thesen geben eine Vorlage für die folgenden Beiträge zum Thema: „Ist die Theologie eine Wissenschaft?“

Genannt sei hier der Beitrag von Daniel von Wachter. Er geht Fragen wie z.B. „Benötigt die Theologie die Philosophie?“ oder auch „Verletzen Wunder die Naturgesetze? – nach, und vergleicht mögliche Antworten von verschiedenen Seiten mit historischen Argumenten und aktuellen Erkenntnissen. Der Unterschied zwischen „natürlicher Theologie“ und „Offenbarungstheologie“ und deren wechselseitige Verknüpfungen werden diskutiert. Dabei hebt der Autor an praktischen Beispielen hervor, dass das theologisch-wissenschaftliche Niveau umso höher ist, je mehr philosophische Fertigkeiten in der wissenschaftlichen Bearbeitung von theologischen Fragestellungen eingesetzt werden können. Er votiert für ein Theologiestudium, in die zukünftigen Pfarrer*innen ein „philosophisches Training“ erhalten. Damit können sie später in der öffentlichen Debatte ihre Meinungen mit Argumenten begründen und z.B. die Existenz Gottes oder ob Gott außerhalb der Zeit existiert mit einer sicheren Grundlage erörtern.

Benedikt Göcke hebt hervor, dass die Theologie ihre Aussagen begründen muss. Theologie ist bei ihm keine Kulturwissenschaft und mehr als eine Hermeneutik. Sie muss sich epistemisch auf Metaphysik und Ethik beziehen. Der Autor beschreibt die Theologie als Königin der Wissenschaften.

Fazit: Ein lesens- und nachdenkenswertes Buch, welches seiner Kürze und Vielfalt einen breiten Überblick über die aktuelle wissenschaftliche Diskussion zum Thema gibt. (GS)





Lesenswert

Ralph Kunz „Fasten – Glauben geht durch den Magen“ Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2024, 189 S., 25 €

Fasten ist auch bei Menschen beliebt, die sich nicht am Christentum orientieren. Ähnlich wie das Pilgern. Heilfasten im Frühjahr liegt im Trend. Geistliche Fastengruppen der Aktion „7 Wochen ohne“ gehören in vielen Kirchengemeinden in der Passionszeit zu einem niedrigschwelligen Angebot. Kleine Veränderungen der Lebensweise können hier im Gespräch erschlossen, für den Alltag angestoßen und eingeübt werden. Dabei können biblische Texte und christliche Traditionen reflektiert und mit dem eigenen Leben in Beziehung gesetzt werden. In der Gemeindegemeinschaft kann die Tradition des Fastens in unterschiedlichen Altersgruppen für eine aktuelle „Kommunikation des Evangeliums“ neu wahrgenommen werden.

Für alle, die Fastengruppen begleiten, thematische Veranstaltungen oder Gottesdienste in der Passionszeit vorbereiten und sich selbst bewusster auf diese Zeit vorbereiten möchten, ist das informative und übersichtlich gegliederte Buch von Ralph Kunz bestens geeignet.

Der Autor beschreibt Fasten als „außeralltägliche Form gelebter Religion“. Er gibt einen kompakten, theologisch reflektierten Überblick zur Geschichte des Fastens in der frühen Kirche und im Mönchtum, den biblischen Grundlagen

und den zeitgenössischen Praktiken des Fastens. Dazu gehört der Weg psychologischer Reifeprozesse und menschlicher Entwicklung. Wenn Widersprüche im Gefühl und Verstand akzeptiert und bewusst gemacht werden können, erweitert sich der eigene Horizont. Werden persönliche Verstrickungen von bewusstem und unbewusstem Denken und Verhalten im eigenen Leben auf einem Weg des Fastens deutlich, können heilsame Veränderungen in kleinen Schritten beginnen. Ein noch ungefüllter Raum kann entstehen. Nicht nur im Mönchtum wird Fasten als ein Weg zur Reifung der Person verstanden und genutzt.

Das Kapitel „Fasten im Schlaraffenland“ setzt sich mit unserem Wohlstand und der ethischen Bedeutung unserer Lebensweise auseinander. Der Unterscheid zwischen Fasten und Hungern wird herausgearbeitet.

Erfahrungen aus und für die Praxis widmet sich ein Beitrag von Simon Peng-Keller: „Fasten als Pilgerweg – ein Erfahrungsbericht“. Fasten wird als heilsame Distanz zum Alltag beschrieben. Eine neue Wahrnehmung der Umgebung und der eigenen Gewohnheiten kann so erlebt werden. Der Geschmackssinn wird geschult. Menschen öffnen sich in dieser besonderen Zeit gerne einem Raum der Stille, sind bereit dem Gebet Raum zu geben und spirituellen Erfahrungen zuzulassen. Für eine begrenzte Zeit im Jahr und in überschaubaren Gemeinschaften sind Menschen eher bereit neue Erfahrungen mit Kirche und religiöser Praxis zu machen.

Ein Vergleich der Fastenpraktiken im Judentum und im Islam findet sich hier nicht. (GS)

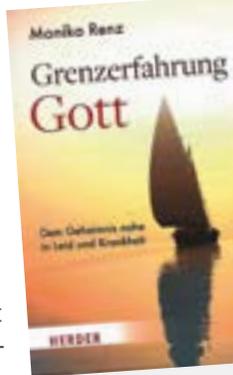
Lesenswert

Monika Renz „Grenzerfahrung Gott – Dem Geheimnis nahe in Leid und Krankheit“ Herder Verlag 2022, 208 S., 12 €

Mit vielen Erfahrungsberichten von Patient*innen, wissenschaftlichen Ergebnissen und einer großen beruflichen Erfahrung als Seelsorgerin und Psychotherapeutin nähert sich Monika Renz den Themen der Transzendenz – und Gotteserfahrung in Zeiten schwerer Krankheit und am Sterbebett. Fragen an den Grenzen des Lebens werden im Buch direkt angesprochen und anhand vieler Beispiele beschrieben:

- › Woher weiß ich, dass es eine spirituelle Erfahrung war?
- › Sind Transzendenzerfahrungen abhängig von der religiösen Einstellung?
- › Verlorenheit und Dunkelerfahrungen
- › Heimweh nach dem Absoluten
- › Engel und heilige Atmosphäre
- › Gottesbilder bei Grenzerfahrungen u.v.a.m.

Die Autorin nimmt die Leser*innen in dem handlichen und thematisch gut strukturierten Buch mit hinein in ihren beruflichen Alltag einerseits und ermöglicht einen breiten Erkenntnishorizont für die Grenzfragen des Lebens am Sterbebett. Die Patientengeschichten kommen der Leser*in nahe und sind doch nicht zu intim. Sie ermutigen Pfarrer*innen in der Krankenhauseelsorge, im Altersheim oder im Hospiz sensibel und mit einem offenen Ohr genau hinzuhören und hinzuspüren, wenn Patient*innen Träume, innere Bilder, Glaubenssymbole und Gefühle ins Gespräch bringen. Dabei werden sakrale Momente spürbar. Beschrieben wird die Sehnsucht von Menschen, inmitten von Unglück heil zu sein.



Berührende Momente innerer Wandlung werden beschrieben. Erfahrung des erlebten Mangels hin zu einer Erfahrung der Fülle werden berichtet. Sie geben Hoffnung, dass sich auch am Lebensende der Horizont weiten kann. Monika Renz betont, dass Leidende eine transparente ehrliche Zuwendung und Liebe brauchen, in der die Begleiter*in sich selbst und die eigenen Grenzen spürt. Sich selbst hinterfragen zu lassen, dabei aber auch suchend bleiben, ist wichtig. Kapitulation und Projektionen zuzulassen ermöglichen dabei der Patient*in eigene Verhärtungen aufzuweichen.

Sie beschreibt die Bedeutung der Gnade für die leidenden Menschen anhand von Patientengeschichten. Dabei machen nicht alle Menschen spirituelle Erfahrungen im Verlauf ihres Lebens. Dafür liegt eine Studie zugrunde. Fixierungen mancher Menschen stehen spirituellen Erfahrungen im Wege. Wenn z.B. jemand Gott nur so wahrnehmen kann, wie es seine Glaubensgemeinschaft gelehrt hat, sich in Anti-Religiosität verbissen hat oder sonst im Leben sehr unfrei war. Mögliche Gründe sind auch eine zu starke Bindung an die Mutter, an die Fitness oder seine Spezialkost. Fixierte Menschen erfahren „das ganz Andere“ erschwert. Das letzte Kapitel des Buches ist der spirituellen Begleitung gewidmet. Im medizinischen Bereich wird heute von „Spiritual Care“ gesprochen. Die Frage nach Seelsorge oder Psychotherapie am Krankenbett wird reflektiert. Hilfreich ist eine „Ideenkartei“ für den Umgang mit schwierigen Situationen. Ein spannendes lesenswertes Buch für alle, die kranke oder Menschen am Lebensende begleiten. (GS)

Frühlingsmorgen

Der Hahn krächte,
krächte im noch nächtlichen Grau.
Aufwachen!
Bald begannen erste Vögel ihre Lieder,
verhalten erst,
dann kraftvoll und wohltönend.
Ihr Klang füllte
Baum und Busch.

Einer konnte nicht singen.
So geweckt,
begann er zu weinen.
Bittere Stunden!
Befreit zurück mit Ihm zu leben,
löst sich auch seine Zunge
zum allumfassenden Lied:
„Gelobt sei Gott, der ...“

Wie neugeboren gehen wir
in den Tag,
gestärkt und frohen Mutes.

Konrad Creutz



Santa Maria in Aracoeli



Eindrücke von Jahrestagung 2024

Die Jahrestagung im Hüttengrund, in Hohenstein-Ernstthal fand vom 4.-6. November 2024 statt.

Unter dem Arbeitstitel: „Raus aus der Falle! Evangelische Existenz heute und morgen – Wie kommen Kirche und Theologie aus der Säkularisierungs-, Moralisierung- und Selbststärkungsfalle heraus?“ – referierte und diskutierte Prof. Ralf Frisch aus Nürnberg mit den Teilnehmer:innen der Tagung. Mit einem Einführungsvortrag gab er eine Zusammenfassung und Analyse, warum die Evangelische Kirche in Deutschland heute da steht, wo sie steht. Am nächsten Tag stellte Frisch fünf provokanten Thesen vor, die in Arbeitsgruppen diskutiert, mit eigenen Erfahrungen reflektiert und perspektivisch neu gedacht werden konnten: Wie kommen wir heraus aus

der Atheismusfalle, Moralisierungsfalle, Banalisierungsfalle, Selbstsäkularisierungsfalle und Selbstzweifelfalle? Die Ergebnisse der Gruppen wurden im Plenum vorgestellt. Mit einem „visionärer Ausblick“ beendete Professor Ralf Frisch die Arbeitseinheit. Die Ergebnisse aus den Gruppen sind mit Fotos auf der Internetseite des Sächsischen Pfarrvereins festgehalten. In bewährter Tradition war OLKR'in Margrit Klatte zum Gespräch über aktuelle Themen und Entwicklungen der Landeskirche zu Gast. Pfarrer Holger Bartsch gab einen Überblick zu den geplanten kirchlichen Aktivitäten während Kulturhauptstadt Chemnitz 2025. Am Dienstagabend hat uns Vincente Patiz auf eine musikalische Reise in die Vielfalt und Tiefe seiner Gitarrenklänge genommen.

● Termin zum Vormerken!
Die Jahrestagung des Sächsischen Pfarrvereins 2025 findet vom 3.-5. November 2025 in Meißen statt.



Präsidium



Abendmahlsandacht im Altenpflegezentrum



Gruppenarbeit



Mitgliederversammlung



Prof. Ralf Frisch



Pfarrer Holger Bartsch



Vincente Patiz



OLKR'in Margrit Klatte



Basilica di Santa Prassede Rom

Der Mensch muss keine Angst vor dem Tod haben, eher vor dem ungelebten Leben.

Marc Aurel

Hinweis

Die Solidarkasse und der Pfarrverein freuen sich auch über Spenden! Auf Anfrage werden Spendenquittungen ausgestellt.

Solidarkasse des Sächsischen Pfarrvereins e.V.
Bank für Kirche und Diakonie – KD-Bank
IBAN: DE40 3506 0190 1624 5900 11
BIC: GENODED1DKD

Sächsischer Pfarrverein e.V.
DE 45 3506 0190 1611 1200 16
BIC: GENODED1DKD

Bildnachweis:

Gabriele Schmidt: Umschlag, S. 3, 5, 6, 7, 9, 10, 13, 16, 17, 27, 28, 30, 31, 38, 40, 43, 46, 49, 50, 53, 56, 63, 64, 65, 66
Solidarkasse: S. 14, 15
Institut für Prakt. Theologie, Leipzig: S. 32, 35
Reinhard Junghans: S. 39
Paul Grohmer: S. 44
Christian Mendt: S. 54, 55
Elke Wöllner: S. 57
pixaby: S. 4, 18-22, 24-31, 32, 46-52, 62, 67

Anschrift:

Sächsischer Pfarrverein e.V. / Pfarrvertretung
Vorsitzender
Eckehard Möller
An der Kreuzkirche 6
01067 Dresden
Tel. 0351 / 2565 1698
Mail: eckehard.moeller@evlks.de
www.saechsischer-pfarrverein.de



Denke lieber an das, was du hast, als an das, was dir fehlt! .

Marc Aurel

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice gewährleisten zu können, bitten wir alle Mitglieder, Adressenänderungen sowie Änderungen des Dienstverhältnisses zeitnah weiterzugeben an:

Sächsischer Pfarrverein e.V.
Pfarrerin Friederike Hecker
Fiedlerstraße 2
01307 Dresden
0351 4393952
friederike.hecker@evlks.de

Schriftleitung:

Pfarrerin i.R. Gabriele Schmidt
Obere Burgstraße 6a
01796 Pirna
Telefon: 03 501/464 667 0
Mail: g.w.j.schmidt@t-online.de

LEISTUNGS KATALOG



Sächsischer Pfarrverein e.V.

Ausgabe des Pfarramtskalenders
Monatlicher Bezug des Deutschen Pfarrersblattes
Studienhilfe über den Verband Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V.
Günstiger Urlaub im Feriendorf Lubmin an der Ostsee (über den Thüringischen Pfarrverein e.V.)
Bezug der Informationsbroschüre des Vereins (SPV-Info)
Beratung in Dienstrechtsfragen
Kostenlose Teilnahme an der an der dreitägigen Jahrestagung mit Mitgliederversammlung
Aktuelle Informationen über die Konventsvertrauensleute
Zuschuss zur Teilnahme am Deutschen Pfarrertag
Erstausrüstungsbeihilfe für Dienstanfänger (1.000 €/ beim Schatzmeister zu beantragen bis spätestens zur Ständigwerdung)
Gruß zum Ordinationsjubiläum (mit 200 €)
Begrüßungsgeld zur Geburt eines Kindes (200 €/ beim Vorstand zu beantragen innerhalb des 1. Lebensjahres des Kindes)
Grüße zu hohen Geburtstagen
Nachlässe bei Versicherungen vom Versicherer im Raum der Kirchen (VRK)
Rechtsschutzversicherung für Arbeits-, Disziplinar- und Standesrecht
Erweiterte Verkehrsrechtsschutzversicherung (auch für Familienangehörige)
Darüber hinaus unterstützen wir Pfarrerinnen und Pfarrer und Mitarbeitende in osteuropäischen Kirchen durch die Arbeit unserer Solidarkasse.

www.saechsischer-pfarrverein.de

Alles, was an einem Gemeinsamen Anteil hat, strebt zum Verwandten.
Wir sind zur Zusammenarbeit geboren. Marc Aurel

Sächsischer Pfarrverein e.V.
Pfarrerin Friederike Hecker
Fiedlerstraße 2
01307 Dresden

Hiermit erkläre ich meinen Beitritt
zum Sächsischen Pfarrverein e.V.

Anrede:
Name:
Vorname:
Geburtstag: Ordinationstag:
Postleitzahl: Ort:
Straße und Nr.:
Telefon:
E-Mail-Adresse:
Konvent:
Kirchenbez.:

Einzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e.V.
die Abbuchung meines monatlichen Mitgliedsbeitrages durch
die ZGASSt zu veranlassen.

Ort, Datum:
Unterschrift:

Einzugsermächtigung

Hiermit ermächtige ich den Sächsischen Pfarrverein e.V.
die Abbuchung meines monatlichen Beitrages
zur Solidarkasse durch die ZGASSt zu veranlassen.

Ort, Datum:
Unterschrift:

Sächsischer Pfarrverein e.V.

Pfarrerin Friederike Hecker
Fiedlerstraße 2
01307 Dresden

Führe jede Tat deines Lebens so aus,
als ob sie deine letzte sei.
Marc Aurel

Wird vom Pfarrverein ausgefüllt:

Mitgliedsnummer:

Beitrag:

Solidar:

Inkasso:

Dt. Pfabl.:

B C D L Z

Konventnummer:

B C D L Z

Konventnummer:

B C D L Z

Konventnummer:

Es ist so leicht, unwillkommene und unliebsame Gedanken zurückzuweisen
und schon hat man seine Ruhe wieder. Marc Aurel



vrk+

Nachhaltige Vorsorge

für Ihre Mitarbeitenden

Ihre Vorteile – unsere Leistungen für christliche Einrichtungen

- individuelle Entwicklung von Versorgungssystemen
- Überprüfung von Versorgungszusagen
- Erstellung aller arbeitsrechtlichen Unterlagen
- persönliche Analyse und Beratung vor Ort

Damit erreichen wir für Sie:

- Aufdecken und Beheben von Haftungslücken
- Entlastung Ihrer Personalabteilung
- attraktive Förderung der Mitarbeitenden



vrk.de/bav

Sprechen Sie uns an – gerne sind wir für Sie da!

Filialdirektion Ost . Telefon 030 41474840 . fd-ost@vrk.de



Warum jeder Mensch glaubt
& Polizeiseelsorge in Aktion

INFO 28

Februar
2025

Sächsischer Pfarrverein e. V.
Schriftleitung: Pfrn.i.R. Gabriele Schmidt
Grafikerin: Gisa Hofmann, Dresden

